

Themenschwerpunkt

Andreas Lange und Kurt Lüscher

Vom Leitbild zu den Leistungen

Eine soziologische Zwischenbilanz des aktuellen Wandels von Familie¹

3 Zur Situation

1.1 Veränderungen von Verhalten und Verständnis

In den letzten Jahrzehnten hat die Familie in Deutschland ebenso wie in anderen westlichen Ländern ihre Selbstverständlichkeit verloren. Ob bzw. in welcher Hinsicht sie dabei auch an Bedeutung eingebüßt hat, ist eine offene Frage. Sie kann unter quantitativen Gesichtspunkten gestellt werden, d.h. ob sich der Anteil derjenigen, die sich entschließen, eine Familie zu gründen und in einer Familie zu leben, vermindert hat. Mit dem Bedeutungswandel kann aber auch – gewissermaßen qualitativ – gemeint sein, daß sich das Verständnis von Familie und die damit einhergehenden Sinngebungen verändert haben. Diese Themen werden in zahlreichen Diskursen in immer neuen Variationen abgehandelt, auch im wissenschaftlichen Schrifttum.

Häufig stößt man dabei auf eine „Familienrhetorik“, für die kennzeichnend ist, daß sie zwischen Idealisierung und Diffamierung, Wunschbild und Zerrbild schwankt.² Mit „Familienrhetorik“ meinen wir die Art und Weise, wie öffentlich über Familie geredet und geschrieben wird, wie sie in den Medien dargestellt wird, mit dem Ziel, kundzutun, was Familie ist und was sie sein soll. Beispiele bieten dafür auf der einen Seite programmatische Äußerungen in der Politik, wie beispielsweise „Familie ist der Ort gelebter Solidarität“, in ihr würden die Menschen Geborgenheit und Zuwendung erfahren. Hier wird das Präskriptive mit dem Deskriptiven vermengt. Auf der anderen Seite ist die

¹ In diesem Text stützen wir uns auf Arbeiten, die im Rahmen des Forschungsschwerpunktes „Gesellschaft und Familie“ an der Universität Konstanz entstanden sind. Eine Übersicht der Veröffentlichungen bietet der Tätigkeitsbericht von Lüscher (1999a). Im Folgenden konzentrieren wir uns – angesichts der Fülle des Schrifttums – im Wesentlichen auf die deutschsprachige Literatur.

² Zu unserem Verständnis des Begriffes der Familienrhetorik, seiner Entwicklung und Umsetzung in der Analyse der familienwissenschaftlichen Literatur siehe u.a. Lüscher/ Wehrspaun/Lange (1989). Lüscher (1995), Lange/Bräuninger/Lüscher (2000).

radikale Kritik an der Familie ein verbreitetes Thema in der Literatur, auf der Bühne und im Film.

Diese Rhetorik kann man als Ausdruck eines „Familienparadoxes“ deuten. Zum einen gilt die Familie angesichts der gesellschaftlichen Entwicklungen aufs Höchste gefährdet oder als Nährboden für vielerlei Übel. Zum anderen erwartet man von der Familie die Rettung aus den Unbilden unserer Zeit. Hier löst sich die Familie gewissermaßen auf und verkommt im besten Fall zu einem Zweckverband; dort versteinert sie zu einem Wert an sich.

Diese Polarisierungen zeigen, wie sehr der Begriff der Familie moralisch besetzt ist. Ein Diktum von Watzlawick paraphrasierend kann man sagen, wir können nicht *nicht* moralisch über Familie reden. Allerdings – so läßt sich beifügen – können wir uns dessen bewußt sein. Diese Zusammenhänge zwischen den Vorstellungen dessen, was ist und was sein soll, zur Sprache zu bringen und zu analysieren, kann man als eine der Aufgaben familienwissenschaftlichen Arbeitens betrachten.

Im Blick auf die Gesellschaft als Ganzes wurde zunächst eine wichtige Aufgabe darin gesehen, die Vielfalt privater Lebensformen darzustellen. Dies geschah unter dem Stichwort der Pluralität bzw. der Pluralisierung. Dabei ging es nicht nur darum, die aktuelle Vielfalt zu beschreiben, sondern auch zu zeigen, daß eine solche schon in der Vergangenheit bestanden hatte.³ Diese Einsicht verband sich mit dem Abbau von Vorstellungen der „Normalität“. Sie wurde und wird noch heute im Rahmen von Theorien des sozialen Wandels und der Modernisierung häufig mit der Behauptung einer zunehmenden „Individualisierung“ in Verbindung gebracht, was die schillernde Bedeutung dieses Konzeptes erleichtert.⁴ Weitgehend im Einklang damit steht die Behauptung der „De-institutionalisierung“, die im Kern besagt, normative Leitideen, nicht zuletzt solche, die sich in rechtsförmigen Verfahren wie der Eheschließung aus-

³ Hier besteht eine bemerkenswerte Wechselbeziehung zwischen Gegenwartsanalysen und historischer Forschung, die sich gegenseitig befruchtet und insgesamt bestätigt haben. Die historische Familienforschung hat damit eine wichtige Korrekturfunktion für simplifizierende Verfalls- und Fortschrittsmodelle von Familie übernommen. Für einschlägige Analysen und Überblicke siehe insbesondere Mitterauer/Sieder (1977), Rosenbaum (1982) und für eine aktuelle, differenzierende Darstellung des Alltags in den bürgerlichen Familien Habermas (2000).

⁴ Das Konzept der Individualisierung fand weite Verbreitung in der Familienforschung durch die provozierenden Thesen von Beck (1986) und Beck/Beck-Gernsheim (1994), die mittels dieser These auch eine scharfe Kritik an der deutschen Familiensoziologie lancierten. Zur Kontroverse um den Stellenwert des Individualisierungstheorems für die Soziologie insgesamt siehe den Sammelband von Friedrichs (1998); eine inhaltliche Auseinandersetzung lieferten sich Beck/Beck-Gernsheim (1993) mit Burkart (1993a,b).

drücken, hätten an Verbindlichkeit eingebüßt.⁵ In einem weiteren Sinne des Wortes fällt darunter, was man „Dekonstruktion“ des bürgerlichen Familienmodells nennen könnte. Das wiederum ist von Belang für die gesellschaftliche Definition von Familie, ein Thema, daß nicht nur in wissenschaftlichen, sondern auch in weiteren Kreisen debattiert wird, namentlich in Verbindung mit familienpolitischen Aktivitäten und in der Rechtspolitik. Darin zeigt sich eine weitere Facette der bereits angesprochenen normativen Implikationen, die dem Begriff der Familie eigen sind.

Diese Mehrdeutigkeiten, Spannungsfelder und Unsicherheiten finden ihren Niederschlag im familialen Alltag. Ein dominantes Thema ist dabei die Vereinbarkeit von Familientätigkeit und Erwerbstätigkeit und – damit einhergehend – die Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern. Dabei geht es um praktische Fragen wie die Zeiteinteilung und – abstrakter gesprochen – die Etablierung einer gemeinsamen Lebensführung. Zusätzliche Herausforderungen bietet die Integration der Medienangebote, die zum größeren Teil in Familienhaushalten genutzt werden. Der Alltag läßt sich unter diesen Umständen als zentraler Bereich der familialen Aufgabenerfüllung und Leistungserbringung verstehen. Mit guten Gründen kann man, unter Rekurs auf die widersprüchlichen gesellschaftlichen Rahmenbedingungen im Kontext einer vielfach als problematisch angesehenen Moderne (was sich u.a. in den Diskursen über das „Postmoderne“ in Kultur, Wirtschaft und Privatleben niederschlägt) die Auffassung vertreten, daß die aufgabenbezogene Gestaltung der Beziehungen zwischen den Generationen und den Geschlechtern zu einem zentralen Thema für die Analyse von Familie im Kontext der Vielfalt privater Lebensformen zu Beginn des 21. Jahrhundert wird. Es stößt sowohl in der Praxis als auch in der Theorie auf steigendes Interesse und dürfte die lange Zeit im Vordergrund stehende Beschäftigung mit Pluralisierung und Individualisierung⁶ ablösen. Jedenfalls möchten wir diese Einschätzung als *Leitthese* dieses Versuches einer Zwischenbilanz formulieren.

2. Familie definieren und beschreiben

2.1 Was ist mit „Familie“ gemeint?

Aus den einleitenden Überlegungen folgt, daß die für die Verständigung und die wissenschaftliche Arbeit unerläßliche Aufgabe der Begriffsbildung im Falle

⁵ Die These der Deinstitutionalisierung wurde in der deutschen Literatur von Tyrell (1988) eingeführt.

⁶ Nauck (1995) formulierte in analoger Weise die Prognose, daß die Soziologie der Familie ihren Schwerpunkt weg von der Dokumentation der Vielfalt in Partnerschaftsformen hin zu konkreten Aufgaben, insbesondere der Gestaltung der Generationenbeziehungen, verlegen wird.

der Familie besondere Ansprüche stellt. „What is family?“ fragen im Titel ihres Buches lapidar Gubrium/Holstein (1990), und Trost (1988) erkundigt sich: „Do we mean the same by the concept of family?“ Es geht also nicht nur um ein deutsches Problem. Darum bietet es sich an, eine erste Antwort in Anlehnung an Bourdieu (1996, 298) zu geben: Familie ist ein Wort – ein Wort, das vielerlei bedeutet und unter dem sich die Menschen sehr Unterschiedliches vorstellen. Dennoch ist es nicht angemessen, darunter jede beliebige Gruppe von Menschen zu subsumieren, die zusammenleben und sich umeinander kümmern.⁷ Trotz aller Vieldeutigkeit kann der Begriff nicht beliebig verwendet werden, denn er hat seine Geschichte, und er ist eingebunden in ein System staatlicher und kultureller Regeln.

Der Begriffsgeschichte⁸ kann man im Blick auf die aktuellen sozialwissenschaftlichen Fragestellungen entnehmen, daß „Familie“ eigentlich ein Konglomerat mehrerer „Handlungssysteme“ ist, nämlich Haushalt, Ehe bzw. Partnerschaft und Elternschaft, wobei der Familie als solcher in den je spezifischen Konstellationen eine gewisse Eigenständigkeit zugeschrieben wird. Idealtypisch hat diese Vorstellung im westlichen Kulturkreis im Modell der „bürgerlichen Familie“ ihren Niederschlag gefunden. Nebst der im Zeitlauf geordneten Verknüpfung – Heirat geht mit Haushaltsgründung einher, gefolgt in „angemessener“ Distanz von Elternschaft – kennzeichnet die bürgerliche Familie idealiter eine markante, autoritär geprägte Aufgabenteilung im Innern und eine relative Eigenständigkeit nach außen, auch gegenüber der weiteren Verwandtschaft, was in der verkürzten Rezeption die Vorstellung einer „isolierten Kernfamilie“ begünstigt hat.⁹

Spätestens seit den späten 60er Jahren entspricht das Modell der bürgerlichen Familie nicht mehr der Praxis, weder in Bezug auf die Verknüpfung der Teilsysteme, noch hinsichtlich der Akzeptanz der Autorität des Mannes gegenüber der Frau sowie der Eltern gegenüber den Kindern. Auch die immer nur relativ gewesene Autonomie gegenüber der sozialen Umwelt scheint mehr als brüchig geworden. In kultureller Hinsicht ist das die Folge des Eindringens der Medien in die Familie, wobei das Fernsehen gewissermaßen die Rolle des Leitmediums

⁷ Oftmals wird mit der wissenschaftstheoretischen Position des Konstruktivismus bzw. Konstruktivismus eine Beliebigkeit und Willkür assoziiert, siehe als kritische Auseinandersetzung mit den Auswüchsen einer Redeweise von der „sozialen Konstruktion“ Hacking (1999); als eine Version des sozialen Konstruktivismus, die genau jene historische Regelmäßigkeit der Verwendungsweisen von Begriffen heraushebt, Schmidt (1994; 1998).

⁸ Siehe ausführlich dazu Schwab (1975) sowie Flandrin (1978).

⁹ Daß Parsons hier mißverstanden wurde und daß auch die empirischen Daten eine solche Isolierung keineswegs stützen, zeigte für Deutschland schon Fauser (1982).

innehatte und sie auch heute noch spielt.¹⁰ In wirtschaftlicher Hinsicht ist dies die Konsequenz der – häufig finanziell unerlässlichen – Erwerbstätigkeit beider Geschlechter, verstärkt durch die Anforderungen an hohe räumliche und zeitliche Flexibilität des Arbeitseinsatzes.

Diese Entwicklungen finden ihren Niederschlag in Bemühungen um ein neues Verständnis dessen, was mit Familie von den Menschen selbst gemeint ist und wie sich das konzeptuell erfassen läßt. Unser Vorschlag lautet darum, Familie heute vor dem Hintergrund privater Lebensformen zu bestimmen. Das ist mit den begriffsgeschichtlichen Entwicklungslinien durchaus vereinbar. Dabei ist festzuhalten, daß der allgemeinere Begriff der „Lebensform“ ebenfalls eine lange Tradition aufweist, in deren Verlauf die Vielfalt und der Bezug auf die individuelle Lebensführung zusehends akzentuiert wird.¹¹ Vor diesem Hintergrund kann man „private Lebensformen“ als Muster der alltäglichen Lebensführung *definieren*, die als eigenverantwortlich gestaltet und gestaltbar aufgefaßt werden und denen große Relevanz für die Konstitution persönlicher Identität zugeschrieben wird.

Was zeichnet nun Familien innerhalb des breiten Spektrums der privaten Lebensformen aus? In weitgehender Übereinstimmung mit populären Vorstellungen scheint es angemessen, das „*proprium*“ in der Elternschaft und in den sich daraus ergebenden Konsequenzen zu sehen. Familien konstituieren sich gemäß dieser Sichtweise primär aus der – privaten – Zuwendung zu eigenen Kindern und den sich daraus ergebenden Aufgaben der Pflege, Fürsorge und Erziehung.¹² Die solchermaßen begründeten Beziehungen haben das Potential, lebenslanglich zu dauern.

Weil nun aber das Bemühen um den über längere Zeit auf Zuwendung angewiesenen menschlichen Nachwuchs von herausragender gesellschaftlicher Tragweite ist, liegt hier ein Ansatzpunkt für gesellschaftliche Anerkennung. Sie beinhaltet in mehrerlei Hinsicht Institutionalisierung, also einen Prozeß, der stets in Gang ist. Dazu gehören Brauch und Sitte, rechtliche Rahmenbedingungen, innerhalb derer die Aufgaben eigenständig erfüllt werden können, sowie Regelungen im Falle abweichenden Handelns sowie bewertende Vergleiche mit anderen Lebensformen. Es zeichnet sich somit eine Verlagerung im öffentlichen Verständnis von Familie ab. Es führt weg von der im bürgerlichen Modell zusammengefaßten Konfiguration von Ehe, Hausgemeinschaft und El-

ternschaft und der zeitlichen Fundierung in der Eheschließung – hin auf die lebenslangliche Gestaltung der familialen Generationenbeziehungen und der sich dabei stellenden praktischen Aufgaben. Diese Transformation dokumentiert beispielsweise der Vergleich von Argumentationslinien und der Definitionen von Familie in den bisher im Zeitraum von 1965 bis 1991 erschienenen Familienberichten (Walter 1993, Lüscher 1999b). Vor diesem Hintergrund schlagen wir als Definition vor: Der Begriff der *Familie* (als soziale Kategorie) bezeichnet in der Gegenwart westlicher Industriegesellschaften die primär durch die Gestaltung der Beziehungen zwischen Eltern und Kindern sowie der Eltern untereinander konstituierten Lebensformen eigener Art, die als solche gesellschaftlich anerkannt (legitimiert) werden. – Diese Umschreibung unterstreicht den Doppelcharakter von Familie als Lebensform und Institution. Sie läßt Raum für eine empirische Vielfalt von Lebensweisen, weist indessen zugleich auf die stets ablaufenden Prozesse der gesellschaftlichen Anerkennung hin, die politisch umstritten sein kann.

Offen bleibt dabei insbesondere, wie – ausgehend vom Primat der Elternschaft – die Beziehungen zwischen den Eltern geregelt werden und wie es sich mit der faktischen Verbindlichkeit des Verhältnisses zwischen den Generationen im Lebensverlauf der Beteiligten verhält. Dies ergibt sich empirisch aus dem Verständnis und der Erfüllung der primären Aufgaben in Verbindung mit der damit einhergehenden Gestaltung der Beziehungen. Allgemeiner gesprochen und als *These* formuliert: Die Morphologie einer Familie, also ihre äußere Form, stellt eine notwendige, jedoch keine hinreichende Bedingung ihrer Leistungsfähigkeit dar.¹³ Vielfalt wird in dieser Sichtweise als empirische Tatsache anerkannt; und zugleich wird die Aufmerksamkeit auf die gewissermaßen dahinter liegenden Sachverhalte gelenkt.

Der Verlust der Selbstverständlichkeit von Familie geht also einher mit einer Zuwendung zu den in den Familien und durch sie zu erfüllenden Aufgaben und deren Anerkennung als Leistungen (Beham/Gössweiner 1999). Dies verbindet sich mit einem verstärkten Interesse an der Gestaltung der zwischenmenschlichen Beziehungen. Dieses lange Zeit ebenfalls für sich selbst sprechende Konzept rückt vermehrt in den Horizont der analytischen Arbeit, weil es einen ebenfalls pragmatischen, d.h. handlungsrelevanten Bezug zum Verständnis der Konstitution persönlicher Identität ermöglicht. Schließlich interessieren die Prozesse der gesellschaftlichen Anerkennung und die damit befaßten Instanzen.¹⁴

¹⁰ Zum Sinnstiftungspotential des Fernsehens Reichertz (2000); speziell zu Familienserien Mikos (2000). Für die Bedeutung des Fernsehens als alltagsbegleitendes und sozialisierendes Medium siehe Lange/Lüscher (1998) und die dort referierte Literatur.

¹¹ Hierzu: Borst (1979, 9-26) und Schmid (1998, 120-128).

¹² Zu den anthropologischen und biologischen Grundlagen dieser Aufgabe: Pohlmann (2000) aus soziologischer; Hrdy (2000) aus einer soziobiologischen Perspektive, die feministisch „aufgeklärt“ ist.

¹³ Zur Debatte um die „Form der Familie“ in den wissenschaftlichen Diskursen „Familienstruktur“ und den Resultaten des kindlichen Aufwachsens siehe Bohrdardt (1998) und Lange/Lüscher (1996).

¹⁴ Das breiter werdende Interesse an sozialen Beziehungen schlägt sich international nieder in der Gründung spezieller Zeitschriften (z.B. Journal of Personal Relationships). Für die Soziologie unternimmt Lenz (1998) einen Versuch der Verknüpfung dieses interdisziplinären, ursprünglich aus der Sozialpsychologie stammenden Forschungszweigs mit klassischen An-

2.2 Demographische Sachverhalte

Einen wichtigen Bezug für die Beschreibung im gesellschaftlichen Kontext der Familien bilden nach wie vor die demographischen Daten¹⁵. Dazu liegen auf der Grundlage der vom Statistischen Bundesamt, den statistischen Landesämtern und in vielen Kommunen erhobenen Quellenmaterialien verschiedene Aufarbeitungen vor. Besonders hervorzuheben ist unter Gesichtspunkten der jeweiligen Aktualität der jährlich in der Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft erscheinende Bericht über „Die demographische Lage in Deutschland“ (zuletzt Grünheid/Roloff 2000). Informativ ist ferner die von Engstler (1998) kommentierte Datensammlung des Bundesministeriums für Familien, Senioren, Frauen und Jugend. Ausführliche Zusammenstellungen enthalten überdies die Dokumente der Sozialberichterstattung, beispielsweise der „Fünfte Familienbericht“ (Bundesministerium für Jugend, Familie und Gesundheit)¹⁶, ferner beispielsweise die Gutachten des wissenschaftlichen Beirates beim Familienministerium (zuletzt „Kinder und ihre Kindheit in Deutschland“, 1998). In diesen und ähnlichen Veröffentlichungen¹⁷ werden weitere Quellen berücksichtigt, beispielsweise die regelmäßigen Erhebungen mittels des sozio-ökonomischen Panels.

Ungeachtet oder gerade wegen der Fülle der Daten ist es allerdings nicht einfach, mit wenigen Strichen ein zuverlässiges Bild der Entwicklungen hinsichtlich der Familie im umschriebenen Sinne zu zeichnen. Das hängt mit Beschränkungen in der Erhebung der Daten zusammen. So ist die amtliche Statistik nach wie vor vom Umstand geprägt, daß die Haushalte die Zählseinheit bilden. Darum werden die Verhältnisse nach dem Auszug von Kindern nur unvollständig erfaßt. Das heißt beispielsweise, daß die markante Zunahme von Einpersonenhaushalten, die 1998 etwas mehr als ein Drittel aller privaten Haushalte ausmachen, nicht notwendigerweise, jedenfalls nicht in dem von den Zahlen suggerierten Ausmaß, auf Vereinzelung schließen lassen. Es ist nämlich festzuhalten, daß es sich dabei um die Lebensform von – lediglich – 16 Prozent der Bevölkerung handelt. Überdies ist zu beachten, daß es junge und alte Menschen

sätzen einer Beziehungssoziologie bei Simmel. Asendorpf/Banse (2000) legen ein umfassendes Überblickswerk zur Psychologie der Beziehungen vor, das nicht von ungefähr auch den methodischen Herausforderungen einen breiten Raum einräumt.

¹⁵ Statistische Daten sind so gesehen wichtige Eckpfeiler der gesellschaftlichen Konstruktion von Normalität. Zu dieser Sichtweise von Statistik siehe die Arbeiten von Porter (1995), unter regulierungs- und machttheoretischen Vorzeichen jetzt von Rose (1999, 199), dort auch eine Fülle von weiterführenden Hinweisen auf die Sozialgeschichte der Statistik.

¹⁶ Der sechste Familienbericht ist in Vorbereitung. Er behandelt das Thema „Familien ausländischer Herkunft in Deutschland“.

¹⁷ Als aktuelles weiteres Beispiel für solche Datendokumentationen „Im Blickpunkt: Jugend in Deutschland“ (Statistisches Bundesamt 2000), mit einem instruktiven Kapitel über Lebensformen und Familienverhältnisse der 15-30-Jährigen.

gibt, die allein einen Haushalt führen, ohne deswegen außerhalb von Familienbeziehungen zu leben.

Notwendigerweise unscharf sind die Angaben über die sogenannten „Nichtehelichen Lebensgemeinschaften“¹⁸, denn es ist verständlicherweise schwierig, Daten über deren Dauerhaftigkeit zu erheben. Immerhin läßt sich sagen, daß es in Deutschland 1998 (mindestens) 2 Millionen Partnerschaften gegeben hat, davon rund ein Fünftel mit minderjährigen Kindern. Gegenüber 1992 ist insgesamt eine Zunahme um über 40 Prozent festzustellen, die bei den Altersgruppen der über 35-jährigen höher ist als bei den jüngeren, nicht zuletzt wegen des Anstieges der Partnerschaften mit Kindern (berechnet nach Grünheid/Roloff 2000, 72f).

Interpretationsbedürftig sind ferner die Daten über die Familienhaushalte. Gemäß Statistik betrug 1996 der Anteil jener Haushalte, in denen zwei Generationen zusammenlebten, 55 Prozent aller Privathaushalte. In ihnen finden sich – als Eltern oder Kinder – annähernd vier Fünftel der Bevölkerung. Besondere Aufmerksamkeit wird dabei verständlicherweise jenen insgesamt 6,6 Prozent der Familienhaushalte mit Kindern unter 18 Jahren zuteil, in denen Mütter oder Väter allein mit Kindern leben, wobei hier – wie Engstler (1998, 54) ausführt – die nähere statistische Beschreibung besonders anspruchsvoll ist. Nicht nur die Altersgrenze ist zu beachten¹⁹, sondern auch die Frage, ob andere Personen im Haushalt anwesend sind (was u.a. eine Abgrenzung zu „Nichtehelichen Lebensgemeinschaften“ beinhaltet). Hinsichtlich der Familienhaushalte ist zu bedenken, daß damit jene nicht erfaßt sind, aus denen die Kinder dauernd oder zeitweise ausgezogen sind (ohne bereits eine eigene Familie gegründet zu haben). Familiales Zusammenleben wird somit während längerer Zeit von den weitaus meisten Menschen praktiziert. Doch im Lebensverlauf kommt es gewollt oder ungewollt zu Veränderungen.

Von großer Tragweite für die Familien sind die Entwicklungen, die sich aus der Verlängerung der Lebensdauer ergeben. – Die mittlere Lebenserwartung der deutschen Bevölkerung ist seit Beginn des Jahrhunderts markant gestiegen. Für Männer der Jahrgänge 1901-10 betrug sie bei der Geburt 45 Jahre, für Frauen derselben Jahrgänge 48 Jahre. Für die Jahrgänge 1995-97 wird die mittlere Lebenserwartung auf 74 bzw. 80 Jahre geschätzt. – Einmal das sechzigste Altersjahr erreicht, konnten die zu Beginn des Jahrhunderts geborenen Männer damit rechnen, noch 13 Jahre zu leben; die jüngsten Jahrgänge werden schätzungsweise noch 18 Jahre vor sich haben. Für die Frauen betragen diese Werte 14

¹⁸ Eine eingehende Darstellung dieser Lebensform bietet der von Klein/Lauterbach (1999) herausgegebene Sammelband.

¹⁹ Wird sie auf unter 27 Jahren festgesetzt, gab es in Deutschland 1996 rund 1,64 Millionen Ein-Eltern-Familien, davon 85,5 Prozent Mutter-Kind-Familien.

und 23 Jahre. Die gemeinsame Lebenszeit der Generationen hat sich erhöht und dies, obwohl Frauen und Männer später Eltern werden.

Noch markanter drückt sich die Verlängerung der gemeinsamen Lebenszeit im Blick auf die Beziehungspotentiale zwischen Großeltern und Enkelkindern aus: So hatten von den Kindern, die in den Jahren 1941-46 geboren wurden, bei der Geburt rund 13% keine Großeltern; bei den 1981-86 Geborenen waren es noch rund 6%. Im Alter von 10 Jahren hatten von den 1941-46 Geborenen 13% alle vier Grosseltern; von den zwanzig Jahre später Geborenen waren es bereits 36% (Lauterbach 1999). – Berücksichtigt man den Geburtenrückgang, kann man feststellen: Noch nie in der Geschichte haben so wenige Enkelkinder so viele Großeltern kennen können.

Schließlich ist daran zu erinnern, daß in jüngerer Zeit in Deutschland eine Zunahme der Kinderlosigkeit zu beobachten ist. Der zuverlässigste demographische Indikator ist der Anteil von Frauen, die bis zum Alter von 45 Jahren kinderlos geblieben sind. Dabei ist man allerdings für die jüngeren Jahrgänge auf Schätzungen angewiesen. Sie stimmen indessen weitgehend überein, und man kann sagen, daß in Westdeutschland der Anteil kinderloser Frauen mit dem Geburtsjahr 1965 rund vier Mal so groß ist (bzw. sein dürfte) wie unter denjenigen des Geburtsjahres 1935, nämlich 32% im Vergleich zu 8% (Dorbritz/Gärtner 1999). Allerdings handelt es sich nicht durchwegs um eine gewollte Kinderlosigkeit. Weil der Kinderwunsch aus unterschiedlichen Gründen verschoben wird, erhöht sich u.a. auch die Wahrscheinlichkeit, daß er sich aus biologischen Gründen nicht mehr oder nur sehr schwer realisieren läßt. Eine Untersuchung, die wir über späte erste Mutterschaft vor einigen Jahren in Konstanz und Berkeley durchgeführt haben, bestätigt dies. Ebenso weist die große Nachfrage nach reproduktionsmedizinischen Behandlungen darauf hin (Engstler/Lüscher 1991; Wehrspaun/Lüscher 1993).

Bereits diese wenigen Daten lassen allerdings erkennen, daß hinter der Dominanz „der“ Familie als Lebensform eine morphologische Vielfalt besteht. Sie zeigt sich auf der gesellschaftlichen Ebene im Vergleich etwa zwischen Ost und West bzw. den einzelnen Bundesländern²⁰ sowie im internationalen Vergleich²¹. Das Bild der Vielfalt erhöht sich, wenn die Prozesse der Entwicklung miteinbezogen werden. Diese verläuft keineswegs nur geradlinig, und selbst dort, wo scheinbar Trends zu beobachten sind, können unterschiedliche Bedingungsfaktoren dahinter stehen. Das Verständnis der Vielfalt hängt folglich davon ab, welche Kriterien der Beschreibung herangezogen werden bzw. von den Beteiligten als relevant angesehen werden. Mit anderen Worten und als *These* formuliert, kann man sagen: Die aktuelle Vielfalt von Familienformen läßt sich als Ausdruck des Bemühens interpretieren, unter aktuellen Bedingungen Familie zu

²⁰ Hierzu Teil B von Grünheid/Roloff (2000).

²¹ Hierzu z.B. Höpflinger (1997).

leben. Dies lenkt die Aufmerksamkeit auf die situationalen Prozesse der Aufgabenerfüllung, die Beziehungsgestaltung sowie auf die Erfahrung der heutzutage dabei auftretenden Antagonismen und Ambivalenzen.

3. Spannungsfeld Familienalltag: Was geschieht in den Familien und durch sie?

3.4 *Jenseits der „Funktionen“: Eine theoretische Skizze der Leistungen von Familien heute*

In traditionellen *makrosoziologischen* Ansätzen werden Familien überwiegend mittels des Konzepts der „Funktionen“ beschrieben, die sie in der Gesellschaft und für sie erbringen (Reproduktion, Produktion, Regeneration, Sozialisation, Plazierung). In traditionellen *mikrosoziologischen* Ansätzen stehen Formen und Konsequenzen der Gestaltung der Interaktionen im Zentrum (z.B. Fürsorge, Kommunizieren, gemeinsames Problemlösen, Gegenseitigkeit).

Eine Verknüpfung mikro- und makrosozialer Sichtweisen, die eine integrale Betrachtung unterschiedlicher Tätigkeitstypen impliziert, wird im Rahmen einer „Ökologie menschlicher Entwicklung“ (Bronfenbrenner 1981; Lüscher/Grundmann 2000) versucht. Sie kann mit einer pragmatischen Analyse familialer „Aufgaben und Leistungen“ (Haushalten und Wohnen, Pflegen und Erziehen, Gestaltung interner und externer Beziehungen) ergänzt werden (Lüscher 1989). Allgemeiner Bezug ist in dieser Sichtweise die Konstitution personaler und gesellschaftlicher Identitäten. Hierunter verstehen wir den Sachverhalt, daß gemeinsames Leben in Familien formale wie inhaltliche Facetten von Persönlichkeit mitbestimmt – nicht nur im gemeinsamen Kommunizieren und Interagieren, sondern auch in der Art und Weise der Aufgabenerfüllung. Beispielsweise werden bei der Auswahl und Zubereitung von Mahlzeiten Zuschreibungen im Bezug auf Aspekte der Person vorgenommen, die dann in unterschiedlichem Ausmaß verinnerlicht und zum Bestandteil der Selbstdefinition werden. Das Konzept der Polyvalenz familialer Tätigkeiten umschreibt diesen Zusammenhang der prinzipiellen Vieldeutigkeit und Vielwertigkeit familialer Tätigkeiten.²²

Die Familie wird also unter dem Gesichtspunkt betrachtet, daß sie sich in unserem Kulturkreis spätestens seit dem 18. Jahrhundert um die Aufgabe konstituiert hat, eine soziale Ökologie für (verläßliche) Beziehungen zwischen den

²² Um den gesamtgesellschaftlichen Stellenwert dieser „vielwertigen“ Arbeiten zu verdeutlichen, bedient man sich der Zeitbudgetanalysen von Familienzeit und der „Haushaltsproduktion“. Man verknüpft diese dann mit Einschätzungen des monetären Werts einzelner Posten des Tätigkeitsspektrums.

Abstammungs-Generationen²³ zu bilden. Als ökologische Nische steht sie im Schnittpunkt zwischen den Bereichen des intimen Privaten und des öffentlich Gesellschaftlichen. Die Grenzen dieser Bereiche stehen nicht fest. Häufig reiben sie sich aneinander. Wie das geschieht, hängt u.a. von der Wirtschaftsordnung sowie den wohlfahrtsstaatlichen, mithin auch den familienpolitischen Regimes ab.

Auch unter den gegenwärtigen Bedingungen einer Dienstleistungsgesellschaft (Häußermann/Siebel 1995) erschöpft sich Familien- und Partnerschaftsleben, in welchem der Umgang mit Symbolen und Beziehungen für viele Menschen zum Schwerpunkt der beruflichen Tätigkeiten wird, nicht in einem mehr oder weniger gelungenen, bar jeglicher materieller Fundierung „freischwebenden“ Management von Interaktionen und Beziehungen um deren selbst willen. Familienleben ist vielmehr eingesponnen in ein Netz unterschiedlicher Institutionen und gesellschaftlicher Teilsysteme, die im Zuge der Modernisierung seit den 60er Jahren selbst jeweils ein neues Profil herausgebildet haben und deren gegenseitige Beziehungen als wenig ausbalanciert zu bezeichnen sind.

Mit dieser Akzentuierung erfolgt eine Rehabilitierung des scheinbar Routinisierten und Gewöhnlichen gegenüber der Perspektive des Außeralltäglichen, der Welt der großen Ereignisse in Politik und Öffentlichkeit. Diese pragmatische Alltagsperspektive erfährt seit den 70er Jahren generell eine verstärkte Aufmerksamkeit in den Sozialwissenschaften. Grundsätzlich standen sich bei der Behandlung der Formen und Muster alltäglichen Lebens zwei große theoretische Blöcke gegenüber, die derzeit immer stärker miteinander integrativ verschliffen werden.

Erstens sind diejenigen Arbeiten anzuführen, die sich aus einer *makroanalytischen Perspektive* dem Alltag gewissermaßen als abgeleiteter Größe zuwandten. Privatheit, die reproduktiven Tätigkeiten, der Konsum, das alltägliche Kulturleben – all dies galt als wichtiger „Reflex“, also als abgeleitete Größe der primär mit dem Attribut spätkapitalistisch belegten Gesellschaftsstruktur. Allerdings wurde schon in diesen Arbeiten der „Eigensinn“, die Eigenwertigkeit dieser Nicht-Arbeitsstrukturen betont (Lefèvbvre 1975; Heller 1978).

Zweitens – und dies ist die eingebürgerte Version der „*Alltagsforschung*“ – hat man sich um subjektiv-interpretative Herangehensweisen, um die Alltagswelt und ihre Entschlüsselung bemüht. Und hier wiederum waren die sich auf die Phänomenologie stützenden Autoren und Autorinnen federführend. Alltag figuriert hier als spezifischer Modus von Handeln, Denken und Interpretieren. Untersucht werden die alltäglichen Wissensvorräte und die sozialen Herstellungsmechanismen von Alltäglichkeit, primär in Interaktionen (Soeffner 1998).

²³ Hinsichtlich dieser Selbstkonstitution von Familien-Zeit, -Raum und -Sinn liefert Gillis (1997) zahlreiche anschauliche Belege und Dokumente.

Eine Perspektive, wie wir sie vertreten, die Elemente der beiden vorgenannten Positionen aufnimmt, analysiert das praktische Handeln von Subjekten im Alltag in Wechselwirkungen zu den Rahmenbedingungen. Hier treffen sich die Anliegen der sozial-ökologischen Forschung und ihrer Akzentuierung der sachlich-ideellen Umweltelemente mit neueren Versuchen, die Feinstruktur des Handelns zu entschlüsseln. Diese Modellvorstellungen rücken ab von einer einseitigen Determination der familialen Handlungspraxis durch Rahmenvorgaben. Sie verfallen aber auch nicht in das andere Extrem, autonome Gestaltungsräume von Individuen und Familien als gegeben anzunehmen. In den Horizont des Erkenntnisinteresses rückt vielmehr das Ineinandergreifen der kreativen menschlichen Handlungsbefähigung („agency“) und der Ressourcen sowie Restriktionen der mittelbaren bzw. unmittelbaren Umwelten. Hervorgehoben werden hier die alltagsorganisatorischen Leistungen der Menschen, die Methoden der zeitlichen, räumlichen und sinnhaften Koordination heterogener Tätigkeiten (Voß 1991; Projektgruppe Alltägliche Lebensführung 1995; Kudera/Voß 2000; Wilk 1997, 238). Familialer Alltag – so also unsere *These* – kann nicht mehr als selbstverständlich vorausgesetzt werden, er ist eine Gestaltungsleistung eigener Art.

3.2 Bestimmungsstücke des Familienalltags im gesellschaftlichen Wandel

Familienleben hat mit der Gestaltung von Räumen und Zeiten zu tun und erfordert die Regulation von praktisch-materiellen Herausforderungen, beispielsweise die Erschaffung solider sozial-räumlicher Bedingungen in den Wohnungen, die Ermöglichung der Erschließung von Mesoräumen, die Ernährung und andere Facetten der Gesundheit. Heutige „Familienalltage“ vollziehen sich überdies im Umfeld eines seit der Nachkriegszeit enorm angestiegenen Niveaus der Ausstattung mit materiellen Ressourcen. Dazu kommt, daß die Anteile der dispositiven Ausgabengestaltung größer geworden sind (Papastefanou 2000). Was dies für die Lebensgestaltung heißt, veranschaulichen zeitgeschichtliche Vergleiche in der Rückschau eindrücklich (Brock 1991, Andersen 1997, Schildt 1997 und Wilk 1997).

Die Flexibilität der Verwendung der Erwerbs- und Transfereinkommen ermöglicht ein stärkeres Eingehen auf spezielle Ziele und Wünsche der Familienmitglieder, steigert aber gleichzeitig wiederum die Ansprüche an ein gutes, gelingendes familiales Alltagsleben. Allerdings ist auch diese Entwicklung nicht frei von Antinomien: Der Anteil für Mieten ist stetig gestiegen und es gibt größere Unterschiede zwischen Haushaltstypen (Habich/Zapf 1999). Die Modernisierung der Lebensverhältnisse erklimmte eine zweite Stufe. Parallel dazu vollzog sich eine massenhafte Demokratisierung des Konsums. Nicht mehr der Mangel an Subsistenzmitteln, sondern der Überfluß ist für eine Mehrheit die Regel. So sehen sich viele Familien

vor die neue Herausforderung der Auswahl und der Konsumtion (Hengst 2000) gestellt. – Dem steht eine Zunahme von Armut gerade in Familien mit Kindern gegenüber (Joos/Meyer 1998; Lauterbach/Lange 1999), wobei deren subjektive Tragweite durch das Konsumangebot zusätzlich verstärkt wird.

Die Notwendigkeit, materielle Rahmenbedingungen des Familienlebens durch eigene Erwerbstätigkeit zu schaffen, besteht während sämtlicher Phasen der Familienentwicklung.²⁴ Allerdings müssen diese Ressourcen dann umgesetzt und in Einklang mit den Bedürfnissen der Familienmitglieder gebracht werden. Genau auf dieses Zusammenspiel zielt die Redeweise von der alltäglichen Lebensführung als permanenter „Arbeit“, die vollbracht werden muß, um die Familie am Laufen zu halten, um alles unter einen Hut zu bringen.

In den letzten Jahrzehnten sind nun zwar eine Reihe von technologischen Hilfen entstanden und für immer mehr Haushalte erschwinglich geworden. Doch die Untersuchungen zeigen, daß die für Hausarbeiten aufgewandte Zeit nicht geringer geworden, sondern im Großen und Ganzen konstant geblieben ist. Man kann dies auf folgende Ursachen zurückführen:

- 3 Die Ansprüche an die Qualität familialer Arbeit sind in vielerlei Hinsicht gewachsen. Dazu trug der Wohlstandsschub als solcher bei – vermehrter Wohnraum führt zu vergrößertem Putzaufwand –, aber auch durch neue moderne Standards im Bereich der Hygiene und der persönlichen Selbstdarstellung kommt es zu Kompensationen der eigentlich freigewordenen Zeitquanten durch den Einsatz moderner, mikroelektronisch gesteuerter Haushaltstechnologien.
- 4 Dazu tritt als weiteres zeitintensives Betätigungsfeld der gesamte Bereich der „Neuen Hausarbeit“ – angefangen bei den komplexen Erwägungen über den rentablen Abschluß von Versicherungen, eben nicht zuletzt auch schon in Voraussicht auf hohe Ausbildungskosten der Kinder, bis hin zur Eruiierung der günstigsten Telefon- und Internetgebühren (Thiele-Wittig 1993).

Ein in der Soziologie der Familie noch nicht hinreichend zur Kenntnis genommener Sachverhalt dürfte ebenfalls zu dieser Anspruchssteigerung beigetragen haben: Gemeint ist die historisch beispiellose Bildungsexpansion (Müller 1998). Sie führt auf der Ebene der privaten Orientierungen zu einem höheren Anspruchsniveau in Bezug auf Partnerschaft, Erziehung der Kinder und damit in enger Verbindung stehend: der Alltagspraxis.

²⁴ Allerdings manifestieren sich an bestimmten Wendepunkten in der Familienbiographie auch einschneidende Umwälzungen des Familienalltags und des darauf bezogenen Erwerbsalltags. Siehe dazu ausführlich mit besonderer Akzentuierung auf junge Väter, deren Zeitbudget durch zusätzliche Erwerbsbeteiligung belastet wird. Rosenkranz/Rost/Vaskovic (1998).

3.3 Familienalltag als „Spielball“ des Arbeitsmarktes?

Die vorausgegangenen Ausführungen zum Bedeutungszugewinn des Konsums sollten nun nicht zum Umkehrschluß verleiten, daß dadurch automatisch die Bedeutung der Erwerbsarbeit relativiert würde. Sie ist für viele Menschen, insbesondere auch Jugendliche, auch heute noch ein zentraler Bezugspunkt des Entwurfes der eigenen Lebensgestaltung und Identität, gerade auch vor der Folie einer zunehmenden Prekarität und Flexibilisierung der Erwerbstätigkeit und des Abbaus der „Normalarbeitsverhältnisse“.

Daher sind die Einflüsse des Erwerbssystems auf die Gestalt des Familienalltags immer noch wirkungsmächtig. Der Kern der soziologisch interessierenden Schnittstellen zwischen Familie als Lebensform und den derzeit beobachtbaren Umwälzungen im System der Erwerbsarbeit werden unter den Vorzeichen von Strukturwandel und Globalisierung problematisiert, wie sie beispielsweise von Sennett (1998) in allgemeiner Form skizziert und von Schulze-Buschhoff (2000) unter der Überschrift „Über den Wandel der Normalität im Erwerbs- und Familienleben“ hinsichtlich der Wechselwirkungen detailliert auf der Ebene der privaten Lebensformen nachgezeichnet worden sind. Was sind dies nun für einschneidende Umwälzungen, die an den Kern des Familienalltags rühren, mit anderen Worten die prekäre Autonomie (Lüscher 1988) moderner Familien so störungsanfällig und gestaltungsaufwendig machen?

Für die gegenwärtige Lage ist kennzeichnend, daß neben der zunehmenden Instabilität und Diskontinuität der Erwerbsverläufe, mit Arbeitslosigkeitsepisoden und Weiterbildungszeiten, eine Deregulierung der Erwerbsarbeitszeiten und eine Flexibilisierung der Arbeitszeitformen stattgefunden hat bzw. noch im Gange ist (Garhammer 1999; Jurczyk/Voß 2000). Dies alleine erzeugt bereits einen gestiegenen Abstimmungsbedarf, der sich allerdings potenziert, sobald mehrere Familienmitglieder von der Flexibilisierung der Arbeitszeiten betroffen sind. Angesichts der Globalisierung des Wirtschaftens und des Einflußverlustes nationaler (Sozial-) Politik ist ein Ende dieses Prozesses nicht absehbar, sondern im Gegenteil von einer Verschärfung der Deregulierung auszugehen. Da die Arbeitszeiten nicht die einzigen relevanten externen Zeitgeber der Familienhaushalte sind, komplizieren sich die Koordinations- und Synchronisationsanforderungen noch weiter. Die subsistenzsichernden Tätigkeiten der Familienmitglieder sind nämlich mit einer Vielzahl in der Familie erbrachter oder koordinierter Tätigkeiten zu synchronisieren. Es sind also die Zeitaufwendungen für die familialen Leistungen mit denen des Erwerbssystems zu koordinieren und die ausdifferenzierten Zeittakte von Familie, Betreuungssystem, Erwerbssystem und Dienstleistungsanbietern zu synchronisieren, damit die konstitutive Gemeinsamkeit der familialen Zeitverwendung – prominent verkörpert in den Familienmahlzeiten, Familienausflügen und weiteren „Familienunternehmungen“ – gesichert werden kann (Bauer 2000). Hinzu gesellen sich in

räumlicher Hinsicht die komplexen räumlichen Wegeketten, die sich um das Familienleben heute schlingen und nur auf der Basis ausgefeilter Mobilitätsinfrastruktur erfolgreich bewältigt werden können (Heine/Mautz 2000).

Deutlich erkennbar sind diese aus gesellschaftlichen Prozessen der Umformung von Arbeitsbedingungen herrührenden, dann aber je individuell und familial zu bewältigenden Schwierigkeiten beispielsweise im Fall der Veränderungen der Arbeitszeitregelungen bei VW in Wolfsburg²⁵ – so in der Studie, die Jürgens/Reinecke (1998) über die Auswirkungen der 28,8-Stunden-Woche bei der Volkswagen AG durchgeführt haben. Auf den ersten Blick erscheinen die Befragten in ihrer Gesamtheit überaus homogen. Um die wöchentlich wechselnde Arbeitszeit des Mannes mit einer gemeinsamen Lebensführung als Familie in Einklang zu bringen, benötigen die Paare ein hohes Maß an alltäglicher Routine. Wenngleich Anpassungsgrad und -bereitschaft variieren, bildet doch der regelmäßige Wechsel der Schichten den wesentlichen Bezugsrahmen für die Organisation des Familienlebens. Das Zusammenleben mit Kindern im betreuungsintensiven Alter macht generell ein erhöhtes Maß an Stabilität in den Alltagsabläufen notwendig, das jedoch durch die Schichtarbeit eines Elternteils erschwert wird: Während Schul- und Kindergartenzeiten durch die Begrenzung auf den Vormittag relativ stabil sind, führen die wechselnden Freizeiten des Mannes bei Schichtarbeit immer wieder zu Anpassungsschwierigkeiten und schränken die Gestaltung sozialen Lebens ein. Die vorgefundenen Anpassungsmuster und Anpassungsschwierigkeiten erweisen sich bei genauerem Hinsehen als wesentlich heterogener, als die Schilderung der weitgehend homogenen Rahmenbedingungen vermuten läßt. Zur Kennzeichnung dieses differenzierten Umgehens mit Vorgaben werden die folgenden sprechenden Typen im Material unterschieden: hierarchisch-resignative; komplementär-harmonisierte; individualisiert-pragmatische sowie schließlich kooperativ-reflektierte Lebensführung.

Der Wert dieser Studie liegt insbesondere darin, daß hier in einem eher traditionellen Segment der Sozialstruktur eine erhebliche Binnenvarianz der konkreten alltagspragmatischen Lösungen²⁶ aufgezeigt wurde. Deutlich zeigt sich, wie exogene Vorgaben mit binnenfamilialen Prozessen und der Handlungs-

²⁵ Der Volkswagen-Tarifvertrag von 1993 gilt als Meilenstein der bundesrepublikanischen Tarifpolitik. Sozialwissenschaftliches Interesse haben vor allem die Arbeitszeitkomponenten gefunden, da durch die Kombination der unterschiedlichen Komponenten bis zu 140 Arbeitszeitmodelle implementiert wurden, was eine arbeitszeitbedingte Individualisierung vorangetrieben hat, wie Hildebrandt/Reinecke/Rinderspacher/Voß (2000, 10) herausheben.

²⁶ Diese Varianz steigt erheblich bei der Betrachtung unterschiedlicher Berufstypen und Berufspositionen. Der Verdienst, die enge Verflechtung von beruflichen Anforderungen in Begriffen ihrer raum-zeitlichen Anforderungen und konkreten Alltagsarrangements empirisch breit dokumentiert und konzise mit zeitdiagnostischen Aussagen verknüpft zu haben, kommt der Münchner Projektgruppe „Alltägliche Lebensführung“ (1995) zu. Die theoretischen Vorgaben sind hierzu bei Kudera/Voß (2000) entfaltet.

befähigung zusammenspielen. Es sind dies a) konkret die Interpretationen der Geschlechterrolle²⁷, b) die Anknüpfung an familiale Traditionen oder deren explizite Zurückweisung und c) Wahrnehmungen des Handlungspielraums im sozial-ökologischen Nahumfeld.

Ein wichtiges Ergebnis der neueren Forschungen zum Zusammenhang von Familienalltag und Erwerbstätigkeit ist zudem, daß vor allem bei anspruchsvoller und zeitaufwendiger Erwerbstätigkeit der Mütter ein Teil der familialen Arbeit abgegeben wird.²⁸ So vertritt Rerrich (2000, 47ff) die *These*, daß die bedeutendste Umschichtung von Hausarbeit, die heute stattfindet, die zwischen unterschiedlichen Gruppen von Frauen zu sein scheint. Erste empirische Indizien hierzu liefert die Arbeit von Odierna (2000). Hier wird anhand von Interviews mit Betroffenen und Experten freigelegt, daß die zunehmende Komplexität der Alltagsorganisation und die Zunahme der Erwerbsarbeit bei gleichzeitig konstant bleibender Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern einen Druck zur Umverteilung der Hausarbeit erzeugt. Diese Neuorganisation kann in Mehrpersonenhaushalten durch Umverteilung innerhalb des Haushaltes realisiert werden. Sie realisiert sich aber tendenziell immer stärker durch den Einsatz haushaltsfremder Personen wie Putzhilfen, Haushaltshilfen etc. Die vergebenen Haushalte gehören zu den relativ einkommensstarken Haushalten im Bereich der Oberschicht und der oberen Mittelschicht. Ziel der Vergabe aus Sicht der Haushalte ist es, Überbelastung durch die Arbeit innerhalb des Haushaltes zu vermeiden und hausarbeitsfreie Zeit zu gewinnen.

3.4 *Modernisierte Kindheit – komplexe Elternschaft: Entwicklungen in der familialen Arbeit mit Kindern und ihre alltagsprägenden Einflüsse*

Schon 1983 hat Rerrich auf fundamentale Umwälzungen der familialen Arbeit mit Kindern aufgrund veränderter Umfeldbedingungen hingewiesen. Ein großer Teil der genuin sozial-ökologischen Forschung der achtziger Jahre hat sich dann bemüht, die Konsequenzen der Umweltbedingungen für das Aufwachsen von Kindern und Jugendlichen zu entschlüsseln (Vascovics 1982; Dippelhofer-Stiem 1995).

²⁷ Zu den milieuspezifischen Ausdeutungen und Praktiken der Geschlechterrollen liegen mittlerweile umfangreiche und detaillierte Studien vor, die geeignet sind, vorschnelle Stereotype über „typische“ Emanzipationsprozesse zu relativieren. Siehe hierzu insbesondere Koppetsch/Maier/Burkart (1999), Meuser (2000) und Loos (2000).

²⁸ Die Beteiligung der Männer an der Haushaltsarbeit hält sich immer noch, trotz gewisser Veränderungen seit den 60er Jahren, in engen Grenzen. Zu diesem Feld der Muster und Determinanten der Aufteilung der Hausarbeit siehe umfassend und auf der Basis von Metaanalysen Künzler (1994).

Zwei wesentliche Weiterentwicklungen dieser Diskurse sind für die jüngere Zeit mit Blick auf Familien beachtenswert: Erstens hat sich eine Veränderung der Eltern-„Arbeit“ auf der Ebene der Ansprüche und Ziele vollzogen. Dieser Wandel ist vielfach beschrieben und dokumentiert, so daß es ausreicht, ihn hier stichwortartig zu schildern (Reuband 1997): Es handelt sich um einen Übergang vom Befehls- zum Verhandlungshaushalt, in dem nicht mehr schwergewichtig die Eltern den Kindern alle Details der Lebensführung vorschreiben, sondern immer mehr Bereiche auf der Basis von kindlichen und elterlichen Bedürfnissen ausgehandelt werden²⁹ – wobei markanterweise der Urlaub einen wichtigen Gegenstand der gemeinsamen Entscheidungsprozesse darstellt, wie das „LBS-Familienbarometer“ (Beisenkamp/Klöckner/Kraatz u.a. 1999) feststellt.

Parallel dazu wird eine zunehmende Akzentuierung der Individualität des Kindes herausgehoben (Lüscher/Wehrspau 1985). Damit in Zusammenhang steht eine Verschiebung der Erziehungsziele in Richtung Autonomie und Eigenständigkeit des Kindes. Dies darf allerdings nicht alleine als Ausdruck einer humanistischen Orientierung der heutigen Elterngeneration gesehen werden; vielmehr spielen hier auch pragmatische Erwägungen eine Rolle: Autonome und selbständige Kinder ermöglichen auch den Eltern größere Freiheitsgrade in der persönlichen Lebensführung.³⁰ Unabhängig von diesen neuen Entwicklungen bleibt nun aber unmißverständlich festzuhalten, daß Familien nach wie vor einen großen Raum in der Primärsozialisation des Nachwuchses einnehmen, wobei heute aufgrund des Verlustes übergreifender gesellschaftlicher Sinnentwürfe (Berger/Luckmann 1995) die wichtigste Aufgabe darin gesehen werden darf, Kindern einen Weg aufzuzeigen, wie der persönliche Sinn des Lebens entdeckt werden kann und wie die dazu erforderlichen Ressourcen zu mobilisieren sind. Wie läßt sich nun näher fassen, was es bedeutet, wenn in diesem Zusammenhang von „Elternarbeit“ gesprochen wird?

Aufschluß hierüber geben explorative Fallanalysen von Kindern und ihren Müttern, die Pasquale (1998) vorgelegt hat. Sie destilliert analytisch sehr stringent unterschiedliche Komponenten der „Arbeit mit Kindern“ in der mittleren Kindheitsphase heraus und charakterisiert sie plastisch. Da ist zum einen die *physische Versorgung* zu bewältigen. Sie gliedert sich auf in „Ernährung“ und

²⁹ Wiederum sind dies Diagnosen, die im Sinne eines Gesamtbildes um gegenläufige empirische Befunde ergänzt werden müssen. So ist das Ausmaß körperlicher Strafen immer noch, insbesondere gemessen an diesen veränderten neuen Erziehungszielen und den damit einhergehenden Weltanschauungen nach Bussmann (2000), der sich auf Befragungen Jugendlicher und ihrer Eltern stützt, erstaunlich hoch.

³⁰ Das wirft im Übrigen die Frage nach der Beteiligung von Kindern an der Hausarbeit, insbesondere in Haushalten mit erwerbstätigen Müttern, auf. Zeiher (2000) stellt hierzu als historische Tendenz fest, daß Kinder heute eher geringfügig Hausarbeit leisten, weist aber gleichzeitig auf die für Deutschland sehr lückenhafte Datenlage zu diesem Thema insgesamt hin.

„Medizinische Versorgung“. Ernährung ist eines der existentiell relevantesten Tätigkeitsfelder, welches geradezu den Beginn der Mutter-Kind-Beziehung markiert. Früheste Formen von Annäherung und Ablehnung, Geben und Nehmen kommen zum Ausdruck. Damit stellt sich „Ernährungsarbeit“ als elementare Komponente der Mutterarbeit dar, deren konkrete Ausgestaltung Auskunft über mütterliche Interaktions- und Deutungsmuster gibt. Schon innerhalb des kleinen Samples zeigt sich eine große Divergenz hinsichtlich der Realisierungsformen: Kurzfristige Strategien der Nahrungsbeschaffung und -aufbereitung stehen neben elaborientierten Systemen; Allergien des Kindes fungieren als Auslöser einer umfassenden Expertise in Sachen Ernährung; individualisierende Formen des Kochens sind genauso zu finden wie die Auffassung, jeder müsse das Gleiche bekommen.

Die medizinische Versorgung umfaßt die Arbeit am Kinderkörper im kurativen und präventiven Bereich. Sie beschäftigt sich auch mit psychologischen und psychosomatischen Aspekten. Die Möglichkeit, daß kindliche Krankheiten und Befindlichkeitsstörungen umweltbedingt sind, wird immer öfter in Betracht gezogen. Wiederum sind sehr unterschiedliche Formen des Körper- und Gesundheitsmanagements bei den befragten Müttern nachweisbar. Genetische Ursachenerklärungen sind ebenso vertreten wie soziale Ätiologien.

Da ist zum anderen die *sozial-kommunikative Versorgung* zu bewältigen. Die Integration des Kindes in das soziale Umfeld, schwerpunktmäßig in die Gleichaltrigengruppe, spielt in allen Mutterarbeitskonzeptionen eine Rolle. Unter den Bedingungen der Moderne ist es zu einer reflexiven und eigenständigen Aufgabe geworden, soziales Leben von Kindern möglich zu machen. Auch diese Aufgabe wird unterschiedlich interpretiert.

Und schließlich gilt es, die *physisch-emotionale Versorgung* des Kindes zu gewährleisten. Sie oszilliert in ihrer Ausgestaltung zwischen Mitleiden und therapeutischer Begleitung. Während es Orientierungen gibt, die sich von entwicklungspsychologischem Wissen über typische psychosoziale Krisen an Schwellen des Kinderlebens leiten lassen, sind betont sozialtherapeutische Muster, die von einer großen Formbarkeit des Kindes ausgehen, ebenfalls im Material vertreten. Und es existieren auch Auffassungen, die sich auf Intuition und Zufall verlassen, sich mithin explizit gegen sozialwissenschaftliches Deutungswissen wenden.

Pasquale (1998) weist nach, wie sich gesellschaftliche Anforderungen über die Interpretationen und Aufgabenauffassungen der Mütter in unterschiedlicher Ausformung in die konkreten Lebensbedingungen heutiger Kinder einpflanzen. Dies ist die eine Seite der Medaille von „Komplexität“ im modernen Familienalltag, die durch die Arbeit am Kind hervorgerufen wird. Die andere Seite bilden die Aktivitäten der Kinder selbst.

In den letzten Jahren ist ein wesentliches Betätigungsfeld der neueren Kindheitsforschung die „Vermessung“ des Kinderalltags in Abhängigkeit von übergreifenden zeitdiagnostischen Entwicklungslinien gewesen (Lange 1997). Seine räumlichen, zeitlichen und sinnhaft-inhaltlichen Strukturen rücken in den Fokus einer Reihe von qualitativen wie quantitativen Studien. Diese Studien stellen auch für die Familienforschung eine wesentliche Bereicherung dar, da sie die Aktivitätenspektren der Kinder als wichtige Impulsgeber für den Familienalltag beleuchten. Die Zeit, die Kinder ihren Eltern abfordern und umgekehrt, ist Bestandteil einer „intergenerationalen“ Politik der Zeit (Daly 1996, 181ff) – Gegenstand der Aushandlung und Debatte in den Familien, wobei hier wiederum vor allem die Zeit der Mütter beansprucht wird.

Wichtige Befunde zu den Eckwerten des Kinderalltags entstammen der Replikationsuntersuchung der Studie „Vom Teddybär zum ersten Kuß“ (Büchner/Fuhs/Krüger 1996), die sich auf Daten von 2663 Schüler der Klassenstufen 5 bis 9 stützt. In dieser Untersuchung konnten zentrale Tendenzen einer alltäglichen Kinderkultur, insbesondere was ihre Termine und ihre soziale Bedingtheit angeht, herausgeschält werden. Die Auswertung erbringt, daß 19 Prozent der Kinder im Westen mehr als fünf, 16 Prozent mehr als vier, 18 Prozent drei, 25 Prozent zwei, 18 Prozent mindestens einen und nur 6 Prozent keinen festen, institutionalisierten Termin im Wochenplan haben. Die Anzahl der Termine, die Kinder in ihrem Wochenplan haben, hängt nicht mit der Stadt-Land-Differenz, auch nicht mit dem Geschlecht der Kinder zusammen. Das Alter hat keinen durchschlagenden Einfluß. Wichtig scheint hingegen der soziale Status der Eltern der Kinder zu sein. Kinder und junge Jugendliche mit niedrigem sozialen Status geben zur Hälfte an, keinen festen Termin zu haben, im Vergleich dazu ist es bei Kindern mit mittlerem sozialen Status nur ein Drittel; bei denjenigen mit gehobenem sozialen Status nur noch ein Fünftel. Bei Befragten aus Elternhäusern mit hohem sozialen Status kann also von einer Tendenz zu vielen festen, regelmäßigen Terminen gesprochen werden. Diese Auszählung differenziert die populären Darstellungen von Kindern als kleinen Managern als milieuverankertes Phänomen – sie belegt familiensoziologisch gesehen einen zusätzlichen Aufwand, der in immer mehr Familien zusätzlich zum klassischen Aufgabenspektrum betrieben werden muß. Denn jeder Termin, sei es das Tischtennisstraining oder die Lektion in der Musikschule, bedarf der Einbettung in den Ablauf der Tätigkeiten. Das Ausmaß der Elternarbeit sowie der notwendigen Koordinationsleistung, die durch Kinder mitbedingt wird, steigert sich noch durch die Berücksichtigung von Arztterminen, speziellen Einkaufspräferenzen des Nachwuchses und weiteren außeralltäglichen Verpflichtungen.

Schließlich entstehen weitere neue Anforderungen an die familiäre Alltagsarbeit mit Kindern durch jene Tendenz, die nicht unbedingt schön, aber durchaus zutreffend „Eventisierung“ des Familienwochenendes bzw. der Familienferien genannt wird. Tagesausflüge zu Zoos und insbesondere zu den neuen Vergnü-

gungs- und Erlebnisparks sind nicht nur Ausdruck einer zunehmenden Ästhetisierung des Familienlebens, sondern müssen auch logistisch und finanziell bewerkstelligt werden.

Zusammengefaßt läßt sich die *These* formulieren, daß die postmodernen Verhältnisse in der alltäglichen Lebensführung einen Umgang mit neuen Chancen, neuen Risiken, Flexibilisierungen, Unsicherheiten und Ambivalenzen implizieren.

4. Exkurs: Familiäre Leistungen und Familienpolitik

Je fragiler die Selbstverständlichkeit von Familie und je vielfältiger die Arten und Weisen des familialen Zusammenlebens sind, desto umstrittener wird das politische Feld der Familienpolitik³¹. So lange nämlich das Leitbild der bürgerlichen Familie galt und es in weiten Kreisen der Bevölkerung faktisch nachgelebt wurde, konnte die Familienpolitik an dieser als richtig angesehenen Form von Familie orientiert werden.

Im Zentrum stand der Familienlastenausgleich, ergänzt durch besondere Anstrengungen für die Unterstützung oder – militanter – die Korrektur abweichender Formen. Die Abgrenzung zwischen Familienpolitik, Fürsorgepolitik und Steuerpolitik interessierte wenig. Die enge Koppelung von Ehe und Familie verlieh einer Maßnahme wie dem Ehegattensplitting einen selbstverständlichen familienpolitischen Gehalt.

Doch spätestens seit den 70er Jahren wurde die Gestalt von Familie durch das Bedürfnis nach Vereinbarkeit von Familientätigkeit und Erwerbstätigkeit sowie nach dem Recht auf Wahlfreiheit zwischen beiden (vor allem für die Frauen) thematisiert. Die Zunahme der Scheidungen und folglich der Wiederheiraten verstärkte ihrerseits ein Interesse an unterschiedlichen Formen der Lebensführung. Hinzu kam die Einsicht, daß Familien ebenso wie ihre Mitglieder unterschiedliche Phasen durchlaufen. Es ging nicht nur um den guten Anfang in der Familiengründung, wofür es seit jeher spezifische Maßnahmen gab. Vielmehr rückten, institutionell gesprochen, die Querverbindungen zur Schule, zum Gesundheitswesen, zur Pflege und Betreuung im Alter in den Horizont familienpolitischer Erwägungen.

Was Familie den einzelnen Familienmitgliedern bedeutete, begann zu interessieren. Die ideelle und die praktische Tragweite der subjektiven Sichtweisen wird dadurch unterstützt und gefördert, daß sich auf der kollektiven Ebene eine Frauen- und eine Kinderpolitik etablierte. Die persönlichen Sinngebungen, Verständnisse und Interpretationen wurden umso wichtiger, je divergenter und

³¹ Zur Geschichte der Familienpolitik siehe Wingen (1997) und die dort angegebene Literatur, Gerlach (1996) sowie Bundesministerium für Familie und Senioren (1993).

unübersichtlicher die gesellschaftlichen Strukturen und Kräfte erschienen, die auf das familiäre Zusammenleben einwirken. Dadurch erhöhte sich der Bedarf an Beratung.

Auf einen knappen Nenner gebracht, kann man die *These* vertreten: An Stelle der Bemühungen um die Wahrung, Wiederherstellung oder Ergänzung der richtigen Form der Familien trat und tritt das Interesse an der Ermittlung der tatsächlichen, in den Familien und durch sie erbrachten Leistungen sowie an den Bedingungen, unter denen diese erbracht werden können, sowie an der Frage, wodurch sie begünstigt oder erschwert werden.

Der Unterschied ist subtil, aber wichtig. Die Leistungen gelten – wie bereits erwähnt – nicht mehr als durch die richtige Form gewährleistet. Sie müssen kontextspezifisch erkannt und anerkannt werden. Abstrakt gesprochen: Die Aufmerksamkeit verlagert sich also von der *Struktur* zu den *Prozessen* im Lebensverlauf sowie zu den Strategien der Beziehungsgestaltung unter den Familienmitgliedern. Letztlich geht es dabei um die Frage, in welcher Perspektive Familie begriffen werden kann, was also den Kern ihrer Realdefinition ausmacht. Daraus ergeben sich neue Themen für die Familienpolitik.

Erstens läßt sich eine Zentrierung auf das „Humanvermögen“ als allgemeinste Umschreibung familialer Leistung feststellen. Dieses Konzept ist bezeichnenderweise doppeldeutig. Es vereinigt nämlich in sich zwei Gesichtspunkte, den ökonomischen und den sozio-kulturellen. Gemeint ist, so der „Fünfte Familienbericht“ (1994, 28): „Zum einen die Gesamtheit der Kompetenzen aller Mitglieder einer Gesellschaft, von jungen und alten Menschen, von Kindern, Eltern und Großeltern, von Kranken, Behinderten und Gesunden. Zum anderen soll mit diesem Begriff in einer individualisierenden, personalen Wendung das Handlungspotential des Einzelnen umschrieben werden, d.h. all das, was ihn befähigt, sich in unserer komplexen Welt zu bewegen und sie zu akzeptieren. In diesem Zusammenhang spielt auch die Fähigkeit zum Eingehen verlässlicher Bindungen und damit die Möglichkeit, Familie leben zu können, eine zentrale Rolle. Schließlich verknüpfen sich in der Familie die Lebenspotentiale aller Gesellschaftsmitglieder. Die Familie ist der bevorzugte Ort der Entstehung und Erhaltung von Humanvermögen.“

Die solchermaßen erbrachten Leistungen lassen sich näherungsweise in ihrem Geldwert berechnen, was auch tatsächlich – so durch den wissenschaftlichen Beirat und gestützt darauf im fünften Familienbericht (BMJFS 1995) – geschehen ist, ferner in Versuchen zur Ermittlung der Kinderkosten. Auf diese Weise wird der Bezug zum ökonomischen Begriff des Vermögens hergestellt (siehe Krüsselberg 1997).

Zu unterstreichen ist – man könnte sagen: durchaus dem Zeitgeist entsprechend – die Annäherung an eine ökonomische, mithin eine materielle Begründung, die einhergeht mit einer pragmatisch-sozialökologischen Orientierung, welche die

alltäglichen Lebensbedingungen in den Blick nimmt. Einen wesentlichen Faktor macht aus, was in der feministischen Literatur „Beziehungsarbeit“ genannt worden ist. Darum spielen Zeitbudgetstudien, wie sie vorne erwähnt wurden, eine wichtige Rolle.

Das neue Interesse an Familienpolitik schlägt sich *zweitens* in einer die familialen Leistungen berücksichtigenden Auslegung nach Art. 6 GG nieder, wie sie in den neueren familienpolitischen Urteilssprüchen des Bundesverfassungsgerichtes (BVerfG) vorgenommen wird. Unter dem Gesichtspunkt der realen Auswirkungen könnte man das BVerfG als den wichtigsten Akteur im Felde der Familienpolitik bezeichnen. Das ließe sich, wenn man weiter zurückblickt, bereits im Blick auf die Entscheidung aus dem Jahre 1957 sagen, die dann zum Ehegattensplitting führte. Gleichzeitig wird darin das damalige, an der Ehe orientierte Verständnis von Familie erkennbar.³²

Eine wichtige Akzentsetzung hin zu den Leistungen erfolgte dann drei Jahrzehnte später mit dem sogenannten „Mütterurteil“ 1992. Hier wurde ein Bezug zur Alterssicherung hergestellt und festgestellt, daß das bestehende System zu einer Benachteiligung von Personen führe, die sich innerhalb der Familie der Kindererziehung widmen, gegenüber kinderlosen Personen, die durchgängig einer Erwerbstätigkeit nachgehen können. Diese sei durch den Gesetzgeber in weiterem Umfang als bisher schrittweise abzubauen. Eine weitere Akzentsetzung erfolgte durch die Senatsbeschlüsse vom 10. November 1998, wonach zum steuerfreien Existenzminimum aller Eltern, die Kinder großziehen, künftig ein Betreuungsbedarf und ein Erziehungsbedarf hinzuzurechnen seien.

In familienwissenschaftlicher Perspektive lassen sich diese Beschlüsse folgendermaßen interpretieren: *Erstens* werden unterschiedliche Familienformen, namentlich Ehepaar-Familien und Alleinerziehende, erwerbstätige und nicht erwerbstätige Eltern, gleichgestellt. *Zweitens* werden – jedenfalls mittelbar – die familialen Betreuungs- und Erziehungsleistungen anerkannt. *Drittens* wird das Kriterium der steuerlichen Leistungsfähigkeit hervorgehoben. Dieses aber ermöglicht eine neue Sicht auf den Familienlastenausgleich als Ganzes. Zum Teil jedenfalls handelt es sich dabei nicht eigentlich um Familienpolitik, sondern um Steuerpolitik. Das wiederum macht den Blick frei für die eigentliche Erfassung familialer Leistungen.

Wenn nun, wie die Vorstellung der in den Familien ablaufenden Bildung von Humanvermögen in ihren qualitativen Aspekten nahe legt, familiäre Leistungen in und durch die Familien anerkannt und gefördert werden sollen, dann genügen finanzielle Transfers für sich allein nicht. Notwendig sind seitens des Staates, aber auch der Wirtschaft und der weiteren Akteure, eingeschlossen der Selbsthilfegruppen, Aktivitäten, Maßnahmen und Einrichtungen, welche die sozialen

³² Für eine Darstellung der familienpolitischen Relevanz der Entscheidungen des Bundesverfassungsgerichtes siehe Lampert (1994, 1996) und Gerlach (1999).

und kulturellen Rahmenbedingungen familialer Leistungserbringung darstellen. Gemeint sind Aktivitäten von der Wohnungsförderung bis zu den Beratungstätigkeiten, von der Kinderbetreuung bis zur Alterspflege. Dabei ergeben sich Querverbindungen zu anderen Politikbereichen, beispielsweise zur Medienpolitik.

Im Zentrum stehen dabei die Beziehungen zwischen den familialen Generationen über den ganzen Lebenslauf: Zuwendung, Fürsorge, Erziehung, Pflege, Unterstützung und die damit einhergehenden Lernprozesse aller Beteiligten, das also, was in der soziologischen Fachsprache Prozesse der Sozialisation im Lebensverlauf genannt werden kann. Diesen Prozessen ist, so jedenfalls das heutige Verständnis, Offenheit eigen, auch eine gewisse Mehrdeutigkeit. Es wird angenommen, daß alle, Eltern ebenso wie Kinder, auf ihre Weise sich daran aktiv beteiligen können, sich wechselseitig beeinflussen, gemeinsam Orientierungen und Lösungen für Aufgaben suchen, die sich für die alltägliche Lebensbewältigung stellen. Das gilt besonders offensichtlich für die Generationenbeziehungen unter Erwachsenen. Miteinbezogen ist auch die Vorstellung, daß es zur Aushandlung im Falle von Interessenskonflikten kommen kann. Es geht um Lösungen für Aufgaben der alltäglichen Lebensbewältigung ebenso wie für die Meisterung kritischer Phasen, namentlich in vorhersehbaren und in unvorhersehbaren Übergängen wie Schuleintritt, Aufgabe der Erwerbstätigkeit und Scheidung.

5. Ausblick: „Familie“ als Aufgabe

Alle Menschen machen Erfahrungen mit Familie, zumindest mit derjenigen ihrer Herkunft. Das geschieht lebenslang in einem mehr oder weniger routinisierten Alltag ebenso wie in der Auseinandersetzung mit außergewöhnlichen, oft belastenden Ereignissen und Situationen. Je mehr diese Allgegenwärtigkeit von Familie und die damit einhergehenden Anforderungen öffentlich erörtert werden, desto heterogener und pluralistischer wird das Bild der Familie und desto diffuser werden die normativen Vorstellungen des Normalen und Richtigen.

In vielen populären zeitdiagnostischen Analysen ist in diesem Zusammenhang von einem Werteverlust die Rede, in den mittlerweile auch die Familie miteinbezogen sei. Bisweilen wird die Familie als solche sogar als Wert eigener Art verstanden.³³ Das mag auf den ersten Blick plausibel erscheinen. Doch letztlich liegt einem solchen Rekurs auf eine Wertehierarchie indessen ein mechanistisches Gesellschafts- und Menschenbild zugrunde, gemäß dem das private und öffentliche Handeln von objektiv vorgegebenen Zielen und Zwecken und von einem mehr oder weniger effizienten Einsatz von Mitteln abhängt, mithin

³³ Diesen Eindruck vermittelt insbesondere das amerikanische Schrifttum bzw. die in den USA geführten „Kriege“ um die Familie. Hierzu insbesondere Berger/Berger (1984), Popenoe (1988), Stacey (1995).

von anonymen Kräften gesteuert sei; es wird unterstellt, daß die Menschen sich im Wesentlichen an Maximen der Nutzenmaximierung und der Vermeidung negativer Sanktionen halten. Symptomatisch für diese Sichtweise ist eine polarisierende Rhetorik, die entweder den Verfall „der“ Familie beklagt oder sie idealisierend verklärt.

Demgegenüber plädieren wir für eine familiensoziologische Perspektive, in deren Fokus eine dem Menschen in artspezifischer Weise vorgegebene Aufgabe steht: Die Gestaltung der Beziehungen zwischen den Generationen und darauf bezogen der Geschlechter sowie die dafür wiederum artspezifisch bestehenden Freiräume. Sie umfassen die Möglichkeiten einer Entscheidung für oder gegen Elternschaft, Gestaltung des Alltages bis zum Umgang mit alten Angehörigen und der sich über mehrere Generationen erstreckenden Vererbung von Geld, Gütern und kulturellem „Vermögen“.

Gerade weil in Bezug auf diese Gestaltung der Generationenfolge im Großen wie im Kleinen viele Optionen bestehen, geht sie einher mit gesellschaftlich-kulturellen Regulationen, die von der rechtlichen Bevorzugung und der politischen Förderung über die Intervention bis zum Verbot und der Bestrafung reicht.³⁴ Die historischen Prozesse der Institutionalisierung von Familie sind auch und gerade unter Bedingungen des Pluralismus unverzichtbar und dementsprechend stets in Gang.

In Bezug auf diese Spannungsfelder kann man mit guten Gründen die *These* aufstellen, daß der Prozeß der Konstitution personaler Identitäten mit der Erfahrung von Ambivalenzen einhergehen kann und dementsprechend den Umgang damit erfordert. Allgemein formuliert geht es darum, daß ein Mensch in Bezug auf seine Identität mit sich selbst einig sein, aber auch anders sein könnte, möchte oder sollte. Die Beziehungen zwischen Eltern und Kindern können diese Erfahrungen in einem besonders ausgeprägten Maße vermitteln. Kinder „verdanken“ ihr Leben den Eltern und diese „leben“ in ihren Kindern weiter. Darin ist ein prinzipielles Spannungsfeld von subjektiver (bzw. als subjektiv empfundener) Gleichheit und Verschiedenheit im Hinblick auf die eigene Person und den sich daraus ergebenden Abhängigkeiten versus Unabhängigkeiten (Autonomie versus Dependenz) angelegt. Sie setzen sich fort in der Gegenüberstellung zwischen dem Verschwiegenen und dem Benannten einerseits, dem Privaten und Öffentlichen andererseits.

Wir sind der Meinung, eine derartige Lesart aktueller Befunde der familiensoziologischen Literatur weist Affinitäten zu psychoanalytischen Denkweisen auf, ohne vorschnell deren theoretische Einsichten zu übernehmen oder zu verein-

³⁴ Einen aufschlußreichen Einblick in die Vielfalt der gesetzlichen Regelungen vermittelt der Umstand, daß der Entwurf zur Anerkennung gleichgeschlechtlicher Partner insgesamt über hundert Gesetzesänderungen erfordert, wobei es hier allerdings nicht primär um Familienbeziehungen geht.

nahmen und nur schon durch Benennung zu beanspruchen. Mit unserem Beitrag bezwecken wir zunächst, in der Perspektive des von uns bevorzugten Ansatzes auf die Potentiale interdisziplinärer Kooperation hinzuweisen. Sie liegen unseres Erachtens in der Erweiterung des Ansatzes einer „Ökologie menschlicher Entwicklung“ (Bronfenbrenner 1981) um eine wissenssoziologische Komponente; in der Fokussierung auf die stets interpretationsbedürftigen familialen Aufgaben im allgemeinen und im praktischen Detail; und in der Annahme, daß die Gestaltung familialer Beziehungen den steten Umgang mit Ambivalenzen erfordert, was nicht nur belastend, sondern im Falle des Gelingens auch befreiend sein kann.

Literatur

- Andersen, A. (1997): Der Traum vom guten Leben. Alltags- und Konsumgeschichte vom Wirtschaftswunder bis heute. Campus: Frankfurt/M.
- Asendorpf, J., Banse, R. (2000): Psychologie der Beziehung. Huber: Bern
- Bauer, F. (2000): Zeitbewirtschaftung in Familien. Leske + Budrich: Opladen
- Beck, U. (1986): Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. Suhrkamp: Frankfurt/M.
- Beck, U., Beck-Gernsheim, E. (1993): Nicht Autonomie, sondern Bastelbiographie. Anmerkungen zur Individualisierungsdiskussion am Beispiel des Aufsatzes von Günter Burkart. In: Zeitschrift für Soziologie 22 (3), 178-187
- Beck, U., Beck-Gernsheim, E. (1994): Individualisierung in modernen Gesellschaften - Perspektiven und Kontroversen einer subjektorientierten Soziologie. In: Beck, U., Beck-Gernsheim, E. (Hrsg.): Riskante Freiheiten. Suhrkamp: Frankfurt/M., 10-39
- Beham, M., Gössweiner, V. (1999): Zur gesellschaftlichen Bedeutung der Leistungen von Familie. In: Bundesministerium für Umwelt, Jugend und Familie Österreich (Hrsg.): Zur Situation von Familie und Familienpolitik in Österreich. Bundesministerium für Umwelt, Jugend und Familie (Österreich): Wien, 40-61
- Beisenkamp, A., Klöckner, C., Kraaz, A. u.a. (1999): LBS-Kinder-Barometer 1999. Stimmungen - Meinungen - Trends von Kindern und Jugendlichen in NRW. LBS Initiative Junge Familie: Münster
- Berger, B., Berger, P.L. (1984): In Verteidigung der bürgerlichen Familie. Fischer: Frankfurt/M.
- Berger, P.L., Luckmann, T. (1995): Modernität, Pluralismus, Sinnkrise. Bertelsmann: Gütersloh
- Bohrhardt, R. (1999): Ist wirklich die Familie schuld? Familialer Wandel und soziale Probleme im Lebensverlauf. Leske + Budrich: Opladen
- Borst, A. (1979): Lebensformen im Mittelalter. Ullstein: Frankfurt/M.
- Bourdieu, P. (1996): On the Family as a Realized Category. In: Theory, Culture and Society 13 (3), 19-26
- Brock, D. (1991): Der schwierige Weg in die Moderne. Umwälzungen in der Lebensführung der deutschen Arbeiter zwischen 1850 und 1980. Campus: Frankfurt/M.
- Bronfenbrenner, U. (1981): Die Ökologie der menschlichen Entwicklung. Klett-Cotta: Stuttgart
- Büchner, P., Fuhs, B., Krüger, H.-H. (Hrsg.) (1996): Vom Teddybär zum ersten Kuß. Wege aus der Kindheit in Ost- und Westdeutschland. Leske + Budrich: Opladen
- Bundesministerium für Familie und Senioren (Hrsg.) (1993): 40 Jahre Familienpolitik in der Bundesrepublik Deutschland: Rückblick, Ausblick. Luchterhand: Neuwied
- Bundesminister für Jugend, Familie und Senioren (BMJFS) (1994): Familien und Familienpolitik im geeinten Deutschland: Zukunft des Humanvermögens. BJFG: Bonn (5. Familienbericht)
- Burkart, G. (1993a): Eine Gesellschaft von nicht-autonomen biographischen Bastlerinnen und Bastlern? Antwort auf Beck/Beck-Gernsheim. In: Zeitschrift für Soziologie 22 (3), 188-191
- Burkart, G. (1993b): Individualisierung und Elternschaft. Das Beispiel USA. In: Zeitschrift für Soziologie 22 (3), 159-177
- Bussmann, K.D. (2000): Verbot familialer Gewalt gegen Kinder. Zur Einführung rechtlicher Regelungen sowie zum (Straf-)Recht als Kommunikationsmedium. Heymanns: Köln
- Daly, K.J. (1996): Families and Times. Sage: Thousand Oaks
- Dippelhofer-Stiem, B. (1995): Sozialisation in ökologischer Perspektive. Eine theoretische und methodologische Diskussion am Beispiel der frühen Kindheit. Westdeutscher Verlag: Opladen
- Dorbritz, J. (2000): Familienbildung und -lösung in Deutschland. Theoretische Reflektionen und demographische Trends. In: Roloff, J., Dorbritz, J. (Hrsg.): Familienbildung in Deutschland Anfang der 90er Jahre. Demographische Trends, individuelle Einstellungen und sozio-ökonomische Bedingungen. Leske + Budrich: Opladen, 11-31
- Dorbritz, J., Gärtner, K. (1999): Kinderlosigkeit in Deutschland - ein Massenphänomen. In: Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft 21 (3), 231-261
- Engstler, H., Lüscher, K. (1991): Späte erste Mutterschaft. In: Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft 17 (4), 433-460
- Engstler, H. (1998): Die Familie im Spiegel der amtlichen Statistik. Lebensformen, Familienstrukturen, wirtschaftliche Situation der Familien und familiendemographische Entwicklung in Deutschland. Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend: Bonn, 2. Auflage
- Flandrin, J.-L. (1978): Familien: Soziologie, Ökonomie, Sexualität. Ullstein: Frankfurt/M.
- Fausser, R. (1982): Zur Isolationsproblematik von Familien: sozialisationstheoretische Überlegungen und empirische Befunde. Deutsches Jugendinstitut: München
- Friedrichs, J. (Hrsg.) (1998): Die Individualisierungsthese. Leske + Budrich: Opladen
- Garhammer, M. (1999): Wie Europäer ihre Zeit nutzen. Zeitstrukturen und Zeitkulturen im Zeichen der Globalisierung. edition sigma: Berlin
- Gerlach, I. (1996): Familie und staatliches Handeln. Ideologie und politische Praxis in Deutschland. Leske + Budrich: Opladen
- Gerlach, I. (1999): Politikgestaltung durch das Bundesverfassungsgericht am Beispiel der Familienpolitik. Manuskript
- Gillis, J.R. (1997): Mythos Familie. Auf der Suche nach der eigenen Lebensform. Beltz: Weinheim
- Grünheid, E., Roloff, J. (2000): Die demographische Lage in Deutschland 1999 mit dem Teil B „Die demographische Entwicklung in den Bundesländern - ein Vergleich“. In: Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft 25 (1), 3-150
- Gubrium, J.F., Holstein, J.A. (1990): What is Family? Mayfield: Mountain View
- Habermas, R. (2000): Frauen und Männer des Bürgertums. Vandenhoeck und Ruprecht: Göttingen

- Habich, R., Zapf, W. (1999): Wohlfahrtsindikatoren für Deutschland 1950 bis 1998. In: Glatzer, W., Ostner, I. (Hrsg.): Deutschland im Wandel. Sozialstrukturelle Analysen. Leske + Budrich: Opladen, 31-48
- Hacking, I. (1999): Was heißt „soziale Konstruktion“? Zur Konjunktur einer Kampfvokabel in den Wissenschaften. Fischer: Frankfurt/M.
- Häußermann, H., Siebel, W. (1995): Dienstleistungsgesellschaften. Suhrkamp: Frankfurt/M.
- Heine, H., Mautz, R. (2000): Die Mütter und das Auto. PKW-Nutzung im Kontext geschlechtsspezifischer Arbeitsteilung. In: Lange, H. (Hrsg.): Ökologisches Handeln als sozialer Konflikt. Umwelt im Alltag. Leske + Budrich: Opladen, 119-142
- Heller, A. (1978): Das Alltagsleben. Versuch einer Erklärung der individuellen Produktion. Suhrkamp: Frankfurt/M.
- Hengst, H. (2000): Die Arbeit der Kinder und der Umbau der Arbeitsgesellschaft. In: Hengst, H., Zeiher, H. (Hrsg.): Die Arbeit der Kinder. Kindheitskonzept und Arbeitsteilung zwischen den Generationen. Juventa: Weinheim, 71-97
- Hettlage, R. (1998): Familienreport. Eine Lebensform im Umbruch. Beck: München
- Hildebrandt, E., Reinecke, K., Rinderspacher, J. u.a. (2000): Einleitung: Zeitwandel und reflexive Lebensführung. In: Hildebrandt, E. (Hrsg.): Reflexive Lebensführung. Zu den sozialökologischen Folgen flexibler Arbeit. edition sigma: Berlin, 9-45
- Höpflinger, F. (1997): Haushalts- und Familienstrukturen im intereuropäischen Vergleich. In: Hradil, S., Immerfall, S. (Hrsg.): Die westeuropäischen Gesellschaften im Vergleich. Leske + Budrich: Opladen, 97-138
- Hrdy, S.B. (2000): Mutter Natur. Die weibliche Seite der Evolution. Berlin Verlag: Berlin
- Joos, M., Meyer, W. (1998): Die Entwicklung der relativen Einkommensarmut von Kindern in Deutschland 1990 bis 1995. In: Mansel, J., Neubauer, G. (Hrsg.): Armut und soziale Ungleichheit bei Kindern. Leske + Budrich: Opladen, 19-33
- Jürgens, K., Reinecke, K. (1998): Zwischen Volks- und Kinderwagen. Auswirkungen der 28,8-Stunden-Woche bei der VW AG auf die familiäre Lebensführung von Industriearbeitern. edition sigma: Berlin
- Jurczyk, K., Voß, G. (2000): Entgrenzte Arbeitszeit - Reflexive Alltagszeit. Die Zeiten des Arbeitskraftunternehmers. In: Hildebrandt, E., Linne, G. (Hrsg.): Reflexive Lebensführung. Zu den sozialökologischen Folgen flexibler Arbeit. edition sigma: Berlin, 151-205
- Klein, T., Lauterbach, W. (Hrsg.) (1999): Nichtehele Lebensgemeinschaften. Analysen zum Wandel partnerschaftlicher Lebensformen. Leske + Budrich: Opladen
- Koppetsch, C., Maier, M.S., Burkhart, G. (1999): Individualisierung und Partnerschaft im Verhältnis der Geschlechter. Der Alltag von Paarbeziehungen im Milieuvvergleich. In: Honegger, C., Hradil, S., Traxler, F. (Hrsg.): Soziologiekongreß 1998 in Freiburg. Leske + Budrich: Opladen, 609-622
- Krüsselberg, H.-G. (1997): Über die Bedeutung von Familie und Familienpolitik in einer sozialen Marktwirtschaft. In: Lenel, H.O. (Hrsg.): ORDO. Jahrbuch für die Ordnung von Wirtschaft und Gesellschaft, Bd. 48. Soziale Marktwirtschaft: Anspruch und Wirklichkeit seit fünfzig Jahren. Lucius&Lucius: Stuttgart, 529-545
- Kudera, W., Voß, G.G. (2000): Alltägliche Lebensführung - Bilanz und Ausblick. In: Kudera, W., Voß, G.G. (Hrsg.): Lebensführung und Gesellschaft. Beiträge zu Konzept und Empirie alltäglicher Lebensführung. Leske + Budrich: Opladen, 11-26
- Künzler, J. (1994): Familiäre Arbeitsteilung. Die Beteiligung von Männern an der Hausarbeit. Kleine: Bielefeld
- Lampert, H. (1994): Die Rechtsprechung des Bundesverfassungsgerichtes aus familienpolitischer Sicht. In: Bottke, W. e.a. (Hrsg.): Familie als zentraler Grundwert demokratischer Gesellschaftssysteme. EOS-Verlag: St. Ottilien, 43-64
- Lampert, H. (1996): Priorität für die Familie. Plädoyer für eine rationale Familienpolitik. Duncker&Humblot: Berlin
- Lange, A., Lüscher, K. (1996): Von der Form zum Prozeß? Ein konzeptueller Beitrag zur Frage nach der Bedeutung veränderter familiärer Strukturen für das Aufwachsen von Kindern. In: Zeitschrift für Sozialisationsforschung und Erziehungssoziologie 16 (3), 227-245
- Lange, A. (1997): Konturen einer soziologischen Zeitdiagnose von Kindheit und Kinderleben heute. In: Österreichische Zeitschrift für Soziologie 22 (4), 5-27
- Lange, A., Lüscher, K. (1998): Kinder und ihre Medienökologie. Eine Zwischenbilanz der Forschung unter besonderer Berücksichtigung des Leitmediums Fernsehen. KoPäd: München
- Lange, A., Bräuninger, B., Lüscher, K. (2000): Der Wandel von Familie: Zur Rhetorik sozialwissenschaftlicher Texte. In: Österreichische Zeitschrift für Soziologie 25 (1), 3-28
- Lauterbach, W. (1999): Demographische Alterung und die Morphologie von Familien. Zum Wandel des Generationengefüges und der späten Familienphase. Habilitationsschrift Sozialwissenschaftliche Fakultät: Konstanz
- Lauterbach, W., Lange, A. (1999): Armut im Kindesalter. Ausmaß und Folgen ungesicherter Lebensverhältnisse. In: Diskurs 9 (1), 88-96
- Lefebvre, H. (1975): Kritik des Alltagslebens. Hanser: München
- Lenz, K. (1998): Soziologie der Zweierbeziehung. Eine Einführung. Westdeutscher Verlag: Opladen
- Loos, P. (2000): Autonomie und Heteronomie. Milieuspezifische Partnerschaftsvorstellungen. In: Hettlage, R., Vogt, L. (Hrsg.): Identitäten in der modernen Welt. Westdeutscher Verlag: Opladen, 239-250
- Lüscher, K. (1988): Der prekäre Beitrag von Familie zur Konstitution personaler Identität. In: Zeitschrift für Evangelische Ethik 32 (4), 250-259
- Lüscher, K. (1989): Von der ökologischen Sozialisationsforschung zur Analyse familiärer Aufgaben und Leistungen. In: Nave-Herz, R., Marckfeld, M. (Hrsg.): Handbuch der Familien- und Jugendforschung. Band 1: Familienforschung. Luchterhand: Neuwied, 95-112
- Lüscher, K. (1995): Was heißt heute Familie? Thesen zur Familienrhetorik. In: Gerhardt, U., Hradil, S., Lucke, D. u.a. (Hrsg.): Familie der Zukunft. Lebensbedingungen und Lebensformen. Leske + Budrich: Opladen, 51-65
- Lüscher, K. (1999a): Die Bedeutungsvielfalt von Familie. Zehn Jahre Forschungsschwerpunkt „Gesellschaft und Familie“. Forschungsschwerpunkt Gesellschaft und Familie. Arbeitspapier Nr. 30: Konstanz
- Lüscher, K. (1999b): Familienberichte: Aufgabe, Probleme und Lösungsversuche der Sozialberichterstattung über die Familie. In: Bien, W., Rathgeber, R. (Hrsg.): Die Familie in der Sozialberichterstattung. Ein europäischer Vergleich. Leske + Budrich: Opladen, 18-47
- Lüscher, K., Grundmann, M. (Hrsg.) (2000): Sozialökologische Sozialisationsforschung. Ein anwendungsorientiertes Lehr- und Studienbuch. Universitätsverlag: Konstanz
- Lüscher, K., Wehrspau, M. (1985): Identitätszuschreibung als familiäre Leistung. In: Schweizerische Zeitschrift für Psychologie 44, 197-220
- Lüscher, K., Wehrspau, M., Lange, A. (1989): Familienrhetorik - über die Schwierigkeit, „Familie“ zu definieren. In: Zeitschrift für Familienforschung 2 (1), 61-76
- Meuser, M. (2000): Entgrenzte Geschlechterverhältnisse? Entraditionalisierung und habituelle Rahmen. In: Hettlage, R., Vogt, L. (Hrsg.): Identitäten in der modernen Welt. Westdeutscher Verlag: Opladen, 217-238
- Mikos, L. (2000): „It's a Family Affair“. Fernsehserien und ihre Bedeutung im Alltagsleben. In: Thomas, G. (Hrsg.): Religiöse Funktionen des Fernsehens. Westdeutscher Verlag: Opladen, 230-245

- Mitterauer, M., Sieder, R. (Hrsg.) (1977): Vom Patriarchat zur Partnerschaft. Zum Strukturwandel der Familie. Beck: München
- Müller, W. (1998): Erwartete und unerwartete Folgen der Bildungsexpansion. In: Friedrichs, J., Lepsius, R.M., Mayer, K.U. (Hrsg.): Die Diagnosefähigkeit der Soziologie (Sonderheft 38 der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie). Westdeutscher Verlag: Opladen, 81-112
- Napp-Peters, A. (1995): Familien nach der Scheidung. Kunstmann: München
- Nauck, B. (1995): Familie im Kontext von Politik, Kulturkritik und Forschung: Das internationale Jahr der Familie. In: Gerhardt, U., Hradil, S., Lucke, D. u.a. (Hrsg.): Familie der Zukunft. Leske + Budrich: Opladen, 21-36
- Odierna, S. (2000): Die heimliche Rückkehr der Dienstmädchen. Bezahlte Arbeit im privaten Haushalt. Leske + Budrich: Opladen
- Papastefanou, G. (2000): Struktur und Wandel des Güterkonsums. In: Rosenkranz, D., Schneider, N.F. (Hrsg.): Konsum. Soziologische, ökonomische und psychologische Perspektiven. Leske + Budrich: Opladen, 265-282
- Pasquale, J. (1998): Die Arbeit der Mütter. Juventa: Weinheim
- Pohlmann, F. (2000): Die soziale Geburt des Menschen. Einführung in die Anthropologie und Sozialpsychologie der frühen Kindheit. Beltz: Weinheim
- Popenoe, D. (1988): Disturbing the Nest. Family Change and Decline in Modern Societies. de Gruyter: New York
- Porter, T. (1995): Trust in Numbers. The Pursuit of Objectivity in Science and Public Life. Princeton University Press: Princeton
- Projektgruppe Alltägliche Lebensführung (Hrsg.) (1995): Alltägliche Lebensführung. Arrangements zwischen Traditionalität und Modernisierung. Leske + Budrich: Opladen
- Reichertz, J. (2000): Das Fernsehen (und die Werbung) als neue Mittel zur Fest-Stellung von Identität. In: Hettlage, R., Vogt, L. (Hrsg.): Identitäten in der modernen Welt. Westdeutscher Verlag: Opladen, 129-153
- Rerrich, M.S. (2000): Neustrukturierungen der Alltagsarbeit zwischen Lohn und Liebe. Überlegungen zu möglichen Entwicklungspfaden bezahlter häuslicher Dienstleistungen. In: Friese, M. (Hrsg.): Modernisierung personenorientierter Dienstleistungen. Innovationen für die berufliche Aus- und Weiterbildung. Leske + Budrich: Opladen, 44-57
- Reuband, K.-H. (1997): Aushandeln statt Gehorsam? Erziehungsziele und Erziehungspraktiken in den alten und neuen Bundesländern im Wandel. In: Böhnisch, L., Lenz, K. (Hrsg.): Familien. Eine interdisziplinäre Einführung. Juventa: Weinheim, 129-153
- Rose, N. (1999): Powers of Freedom. Reframing Political Thought. Cambridge University Press: Cambridge
- Rosenbaum, H. (1982): Formen der Familie. Untersuchungen zum Zusammenhang von Familienverhältnissen, Sozialstruktur und sozialem Wandel in der deutschen Gesellschaft des 19. Jahrhunderts. Suhrkamp: Frankfurt am Main
- Rosenkranz, D., Rost, H., Vaskovics, L.A. (1998): Was machen junge Väter mit ihrer Zeit? Die Zeitallokation junger Männer im Übergang zur Elternschaft. Staatsinstitut für Familienforschung: Bamberg
- Schildt, A. (1997): Freizeit, Konsum und Häuslichkeit in der „Wiederaufbau“-Gesellschaft. Zur Modernisierung von Lebensstilen in der Bundesrepublik Deutschland in den 1950er Jahren. In: Siegrist, H., Kaelble, H., Kocka, J. (Hrsg.): Europäische Konsumgeschichte. Zur Gesellschafts- und Kulturgeschichte des Konsums (18. bis 20. Jahrhundert). Campus: Frankfurt am Main, 307-348
- Schmid, W. (1998): Philosophie der Lebenskunst. Eine Grundlegung. Suhrkamp: Frankfurt/M.
- Schmidt, S.J. (1994): Kognitive Autonomie und soziale Orientierung. Konstruktivistische Bemerkungen zum Zusammenhang von Kognition, Kommunikation, Medien und Kultur. Suhrkamp: Frankfurt/M.
- Schmidt, S.J. (1998): Die Zähmung des Blicks. Konstruktivismus, Empirie, Wissenschaft. Suhrkamp: Frankfurt/M.
- Schulze-Buschhoff, K. (2000): Über den Wandel der Normalität im Erwerbs- und Familienleben: Vom Normalarbeitsverhältnis und der Normalfamilie zur Flexibilisierung und zu neuen Lebensformen? Wissenschaftszentrum Berlin, Arbeitspapier P00-511; Berlin
- Schwab, D. (1975): Familie. In: Brunner, O., Conze, W., Kosellek, R. (Hrsg.): Geschichtliche Grundbegriffe. Klett-Cotta: Stuttgart, 253-301
- Sennett, R. (1998): The Corrosion of Character. The Personal Consequences of Work in the New Capitalism. Norton: London
- Soeffner, H.-G. (1998): Handeln im Alltag. In: Schäfers, B., Zapf, W. (Hrsg.): Handwörterbuch zur Gesellschaft Deutschlands. Leske + Budrich: Opladen, 276-287
- Stacey, J. (1995): Der Kreuzzug der Revisionisten für Familienwerte in den USA. In: Armbruster, L.C., Müller, U., Stein-Hilbers, M. (Hrsg.): Neue Horizonte? Sozialwissenschaftliche Forschung über Geschlechter und Geschlechterverhältnisse. Leske + Budrich: Opladen, 193-218
- Statistisches Bundesamt (2000): Im Blickpunkt. Jugend in Deutschland. Kohlhammer: Stuttgart
- Thiele-Wittig, M. (1993): Schnittstellen der privaten Haushalte zu Institutionen. Zunehmende Außenbeziehungen der Haushalte im Wandel der Daseinsbewältigung. In: Gräbe, S. (Hrsg.): Der private Haushalt im wissenschaftlichen Diskurs. Campus: Frankfurt/M., 371-388
- Trost, J. (1988): Conceptualising the Family. In: International Sociology 3 (4), 301-308
- Tyrell, H. (1988): Ehe und Familie - Institutionalisierung und Deinstitutionalisierung. In: Lüscher, K., Schultheis, F., Wehrspau, M. (Hrsg.): Die „postmoderne Familie“. Familiale Strategien und Familienpolitik in einer Übergangszeit. Universitätsverlag Konstanz: Konstanz, 145-157
- Urdze, A., Rerrich, M.S. (1981): Frauenalltag und Kinderwunsch. Motive von Müttern für oder gegen ein zweites Kind. Campus: Frankfurt/M.
- Vaskovics, L.H. (1982) (Hrsg.): Umweltbedingungen familialer Sozialisation. Enke: Stuttgart
- Vester, H.-G. (2000): Freizeit: Das wahre Leben? In: Hettlage, R., Vogt, L. (Hrsg.): Identitäten in der modernen Welt. Westdeutscher Verlag: Opladen, 349-360
- Voß, G. (1991): Lebensführung als Arbeit. Über die Autonomie der Person im Alltag der Gesellschaft. Enke: Stuttgart
- Walter, W. (1993): Vom Familienleitbild zur Familiendefinition. Familienberichte und die Entwicklung familienpolitischer Konzepte von 1953 bis 1990. Forschungsschwerpunkt Gesellschaft und Familie. Universität Konstanz, Arbeitspapier Nr. 5: Konstanz
- Wehrspau, Ch., Lüscher, K. (1993): Familiengründung im Wandel. Das Beispiel „späterer Mutterschaft“. Arbeitspapier Nr.6, Forschungsschwerpunkt „Gesellschaft und Familie“. Konstanz
- Wilk, L. (1997): Koordination von Zeit, Organisation von Alltag und Verknüpfung individueller Biographien als familiale Gestaltungsaufgaben. In: Vaskovics, L.A. (Hrsg.): Familienleitbilder und Familienrealitäten. Leske + Budrich: Opladen, 229-247
- Wingen, M. (1997): Familienpolitik. Grundlagen und aktuelle Probleme. Bundeszentrale für politische Bildung: Bonn

- Wissenschaftlicher Beirat für Familienfragen beim Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ) (1998): Kinder und ihre Kindheit in Deutschland. Eine Politik für Kinder im Kontext von Familienpolitik. Kohlhammer: Stuttgart
- Zeher, H. (2000): Hausarbeit: Zur Integration der Kinder in die häusliche Arbeitsteilung. In: Hengst, H., Zeher, H. (Hrsg.): Die Arbeit der Kinder. Kindheitskonzept und Arbeitsteilung zwischen den Generationen. Juventa: Weinheim, 45-69

Michael B. Buchholz

Wie kann Familienberatung und Familientherapie auf die sich ändernden Familienprobleme antworten?

I. Warum Familientherapie und Familienberatung? Ich will in meiner Antwort zunächst auf einige zeitgeschichtliche Veränderungen und dann auf weitere Aspekte des Themas eingehen.

Wenn man ein Buch mit dem Titel „Das Zeitalter der Nervosität“ findet, dann liegt die Vermutung nahe, ein solches Buch könne nur jemand aus der Welt der Psycho-Diskurse geschrieben haben. Tatsächlich aber hat sich ein Bielefelder Historiker, Joachim Radkau (1998), dieses Themas angenommen. Wie weit die Wirkungen der Psychotherapeutisierung unseres Alltagslebens reichen, erkennt man bei diesem Autor wie bei vielen anderen daran, daß er eine persönliche Motivierung für sein Thema voranstellt. Solche persönlichen Begründungen wären vor wenigen Jahren noch undenkbar gewesen, man wollte sachlich, objektiv sein; die eigene Person sollte hinter dem Thema zurückstehen. Radkaus Beschreibung seiner Beschäftigung mit dem Thema ist nun höchst interessant. Radkau (1998, 11 ff.) berichtet, er sei zu seiner Studie über unser Jahrhundert u.a. durch das Auffinden der Tagebücher seines Großvaters gekommen. Dieser Großvater hält nämlich in seinen Tagebüchern fest, er sei „nervös“ geworden, nachdem er während einer Reise ins Heilige Land um die Jahrhundertwende nach Alexandria gekommen sei und dieses Sündenbabel in ihm verwirrende sinnliche Erfahrungen geweckt habe. Der damals noch unverheiratete Mann gerät in allerlei Versuchungen und kämpft gegen sie an. Just so, wie Freud und Breuer es in den „Studien über Hysterie“ von 1895 beschrieben haben, ist es nicht diese Erfahrung selbst, die ihn „nervös“ gemacht habe, sondern es sei in ihm eine Erinnerung an ein früheres Ereignis geweckt worden, wie er einmal auf Rügen mit der Kutsche fuhr und die Kutscher zwei junge Mädchen mitgenommen haben - die Seelenruhe ist passé. Radkaus Großvater bekommt, nachdem er die Symptome der Nervosität - Herzklopfen, Schweißausbrüche, feuchte Hände und eine stetige Unruhe - bei sich bemerkt hatte, einen Termin bei dem berühmten Schweninger, Leibarzt Bismarcks. Dieser empfiehlt eine besondere Therapie: heiraten. Genau das wiederholt Freud, wenn er irgendwo notiert, die eigentlich normale Form, der Neurose zu entgehen, sei, eine Ehe einzugehen. Die unbefriedigten Sinne werden als Quelle der Nervosität identifiziert und man kann durchaus in dieser Beschreibung des Großvaters eine Bestätigung der Freudschen Idee sehen, daß es nicht Ereignisse selbst sind, die

Psychoanalytische
Pädagogik

Heute existieren neben der Vater-Mutter-Kind-Familie zahlreiche andere Formen des familialen Zusammenlebens – so etwa Scheidungsfamilien, Familien mit alleinerziehenden Müttern und Vätern, Familien mit gleichgeschlechtlichen Paaren oder Migrationsfamilien. Diese neue Situation wird aus psychoanalytischer und pädagogischer Sicht behandelt. Die AutorInnen zeigen anhand von Fallbeispielen Konsequenzen für Pädagogik, Beratung und Therapie auf. Eine Literaturschau behandelt zum Einen das Thema »Alter und Altern« und beleuchtet zum Anderen aktuelle psychoanalytisch-pädagogische Publikationen.

Mit Beiträgen von:

Christian Büttner, Heinz Krebs, Luise Winterhager-Schmid, Andreas Lange, Kurt Lüscher, Michael B. Buchholz, Urte Finger-Trescher, Udo Rauchfleisch, Frank Dammasch, Fakhri Khalik, Carsten Rummel, Ulrike Kinast-Scheiner, Katharina Ereky und Judit Richtarz.

Psychosozial-Verlag

ISBN 3-89806-039-X

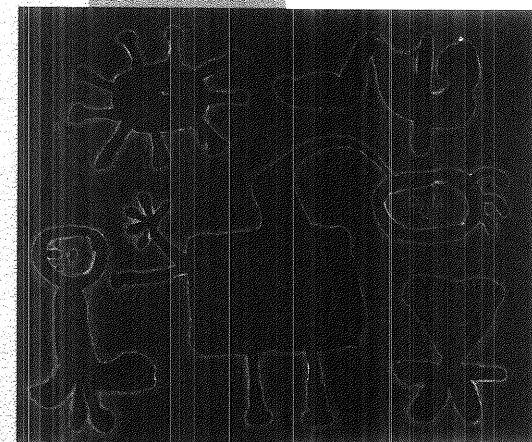


9 783898 060394

Psychoanalytische
Pädagogik

Christian Büttner, Heinz Krebs,
Luise Winterhager-Schmid (Hg.)

Gestalten der Familie – Beziehungen im Wandel



Jahrbuch für
Psychoanalytische
Pädagogik 11

Psychosozial-Verlag